



Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Drei und fünfzigster Band.

Wien, 1844.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

Leipzig,

in Commission bei August Liebeskind.



Ranftl del. Teplar sc.

ROCOCO.

Zerstreute Blätter

aus

meinem Schreibtische.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Neue Folge.

Wien, 1843.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

Leipzig,

in Commission bei August Liebeskind.

Vorwort.

Die freundschaftlichen Briefe, welche hier zum zweitenmale erscheinen, sind, wie die Jahreszahlen ausweisen, vor 18, 19, 20 Jahren geschrieben worden. Was damals recht oder unrecht, was edel oder verwerflich war, ist es wohl noch; doch glaube ich, es wird nicht ohne Interesse seyn, den Unterschied zu bemerken, welchen längere Jahre in den Ansichten und Begriffen der Gegenwart, im Vergleich mit der Vergangenheit, hervorgebracht haben, und wie Vieles, was wir jetzt in voller Kraft und Wirksamkeit erblicken, schon damals in Keimen vorbereitet war. So z. B. liegt in Lucindens Briefe (geschrieben 1823) schon eine sehr merkbare Anlage, aus welcher sich später die Ideen zur Emancipation der Frauen entwickelt haben. In den Briefen über Musik geschieht noch mit keinem Worte der gewaltigen Revolution Erwähnung, welche die Strauß- und Lanner'schen Walzer in der Musikwelt hervorgebracht, und wie diese Form der Melodien bei-

nahe alle andern, wenigstens aus den öffentlichen Unterhaltungsorten verdrängt hat; so wenig als die staunenswerthen Leistungen unserer großen executiven Künstler berührt werden, welche seitdem das Fortepiano wie zu einem neuen Instrumente umgeschaffen, und das horchende Publikum zu fast unglaublichem Enthusiasmus hingerissen haben.

Was jene Briefe über Klatschereien in großen und kleinen Städten betrifft, so mag diese Sache wohl seit 20 Jahren nicht anders und nur vielleicht durch die feinern Formen, welche das gesellige Leben jetzt überall zeigt, weniger grell erscheinen. Auch in dem Briefe »das Blümchen Wunderhold« dämmert schon der erste Anfang unserer modernen Zerrissenheit, welche jeden unangenehmen Zufall für eine absichtliche Tücke des Schicksals, jede beschwerliche Lage für ein schreiendes Unrecht, das nur ihr geschieht, ansieht. Wie sehr sich dieß Alles seitdem ausgebildet hat, wird Jeder leicht erkennen, der hier Vergleichungen anzustellen Lust hat.

Die folgenden Aufsätze, die Necrologe, mögen für sich selbst sprechen, und die wenigen Gedichte, die den Schluß machen, sind die gesammelten, spärlichen Spätlinge, die noch einzeln und selten auf der Herbstflur des Geistes hervorkeimten.

Inhalt.

Freundschaftliche Briefe

über verschiedene Gegenstände.

I.

Über weibliche Erziehung.

1.

Amalie an Lucinden.

Welche Neuigkeit habe ich Ihnen zu berichten! Wer hätte das gedacht? Sie, meine Freundin, gewiß nicht, und ich bin versichert, daß Sie eben so sehr darüber erstaunen werden, als ich, wenn Sie hören, daß Alcindor sich endlich verheirathet hat; er, der höchstelegante, fordernde Mann, der an jeder Frau, an jedem Mädchen etwas zu tadeln fand; der gebildete Geist, der unter seinem Geschlechte nicht Viele seines Gleichen an Kenntnissen hat; der strenge Richter, dem die wenigsten unserer Ehen genügten, und der daher ein ganz überirdisches Ideal von häuslichem Glücke in der Brust zu tragen schien! — Aber wen hat er denn geheirathet? — Ja, das ist noch erstaunenswürdiger als daß er geheirathet hat. Bereiten Sie sich vor, das Allerbefremdendste, das Unglaubliche zu hören! — Die kleine Emmy ist Alcindor's Gemah-

lin. — Emmy, das Unbedeutendste aller Mädchen, die ich kenne; ein gutmüthiges, albernes Gänschen, die nichts für sich aufzuweisen hat, als eine hübsche Gestalt, eine unerschöpfliche Geduld — die sie wohl brauchen wird — und einige wirthschaftliche Hauskünste. Dennoch ist oder scheint ihr gebiethender Herr sehr glücklich durch seine Wahl, und redet von seinem Glück und den Vortrefflichkeiten seiner Frau mit einer Begeisterung, die ich anzuhören keine Geduld habe; denn ich glaube nicht daran, und mir macht nichts mehr Langeweile, als Behauptungen und Versicherungen anzuhören, von denen ich weiß, daß der, der sie uns vorsagt, selbst im Grunde des Herzens nichts davon hält.

Da haben wir nun wieder einen neuen Beleg zu der alten Bemerkung, die sich uns immer mehr aufdringt, daß selbst die besten, geistreichsten Männer von dem weiblichen Werthe und unserer wahren Bestimmung ganz wunderbare Begriffe haben, und in der Frau ihrer Wahl nichts als ein Werkzeug ihres Vergnügens, ein dienstbares Geschöpf ihres Willens suchen. Nicht die Freundin, nicht die Theilnehmerin des Schicksals soll ihnen das Weib seyn, nicht ihr Vertrauen verdienen, nicht um ihre Plane und Rathschlüsse wissen, mit einem Worte, nicht auf einerlei Stufe mit ihnen stehen, sondern eine oberste Magd abgeben, die für des Gebiethers

Bedürfnisse und Bequemlichkeiten sorgt, ihm nie widerspricht, auch wenn er dummes Zeug zu thun im Begriffe steht, und ja nie Anspruch darauf macht, bei seinen Unterhaltungen, bei seinen Entwürfen, bei dem ganzen Thun und Treiben seines Lebens, mitgezählt zu werden. — Ist das aber recht, liebe Freundin? Ist das billig? Ist es ehrend für unser Geschlecht und wahrhaft beglückend für das männliche? Über kurz oder lang wird der Mann der hübschen Puppe satt, die er sich zur Lebensgefährtin erkoren hat, und mit der er sonst nichts thun kann, als tändeln, küssen und befehlen. Das Gold ist von dem niedlichen Spielzeug abgestreift, was bleibt, ist höchstens gut, um den Herd zu heizen. Die hübsche, aber einfältige Geliebte wird zur einfältigen Frau, und dann zur ersten Magd, darf schaffen, kochen, plätten, nähen, flicken, die Kinder — erbärmlich genug, weil sie's nicht versteht — erziehen, bis der Gebieter für gut findet, auch diese ihren ungeschickten Händen zu entziehen, und fremder Aufsicht und fremdem Unterricht, den sie zu geben nicht im Stande ist — zu überlassen.

Kann das den Mann wirklich beglücken? Kann das Weib hierin ein ehrenvolles Ziel ihres Strebens erblicken? Und was soll aus den jetzt größtentheils so viel höher und feiner gebildeten Mädchen werden, wenn nur einfache Haushälterinnen, be-

schränkte Gänschen die Ideale sind, welche den Wünschen selbst der bessern Männer entsprechen? wenn diese sich zwar in Gesellschaften gern mit dem gebildeteren Weibe unterhalten, in Concerten mit Freuden ihre Kunstfertigkeit bewundern, auf Bällen von der, reizend im Shawltanz dahinschwebenden Nymphe bezaubert werden, aber, wenn es zum Heirathen kommt, das gebildete Weib, die talentvolle Künstlerin, achtlos übergeh'n, und der ganz einfältigen Köchin oder Nähterin ihre Hand reichen? Thäten wir da nicht besser, unsere Piano's und Guitarren zu zerschlagen, Reisbret und Pinsel wegzuwerfen, Sprach-, Sing- und Tanzmeister abzudanken, und vor Allem alle Bücher, in welchen etwas Anderes steht, als Koch-, Wasch-, oder höchstens Farberecepte, zu verbrennen? Wozu das Erlernen so vieles Wissenswürdigen, der Erwerb so mancher Fertigkeit? Wozu endlich — o, schmerzlich, daß wir es sagen müssen! — die höhere Ausbildung unseres Geistes, die edlere Richtung unseres Gemüthes, wenn sie nicht allein von den undankbaren Männern nicht erkannt, ja, wenn sogar, wie es leider immer sichtbarer wird, diese höhere Bildung und edlere Richtung selbst zur Schranke wird, die unser Geschlecht unerbittlich von dem scheidet, was eigentlich den Zweck unsers Daseyns, und unser schönstes Glück ausmacht?

Und dennoch schreitet die Welt rings um uns vorwärts. Was zur Zeit unserer Ältermütter kaum das Vorrecht einiger Wenigen war, ist jetzt allgemeiner Besitz. Lesen, Schreiben, Rechnen wird auf allen Dorfschulen gelehrt, der Handwerksgeselle, die Dienstmagd liest in freien Stunden eine Komödie, einen Roman. Das ist zweckwidrig, wenn Sie wollen, aber es ist; wir können es nicht ändern, und ich führe es nur als Zeichen der Zeit, der vorgeschrittenen, allgemeiner verbreiteten Kultur, an. Ausbildung der Talente, Unterricht in fremden Sprachen, in Geographie, Geschichte, Naturlehre u. s. w. wird im höhern und im Mittelstande, bei Knaben und Mädchen, für unentbehrlich angesehen. Viele Ältern gehen mit Lust, besonders bei Ausbildung der Töchter, noch weiter: Botanik, Malerei, theatralischer Tanz, Declamation, Alles wird angewandt, um Geist und Körper auf's Vortheilhafteste zu entwickeln; und das Alles soll nun ganz nutzlos, ja, noch mehr, es soll thöricht, zwecklos seyn, indem es das so gebildete Mädchen von seiner Bestimmung entfernt?

Können wir denn aber anders, als dem allgemeinen Strome folgen, der uns mit sich fortreißt? Können unsere Mädchen allein dahinten bleiben, wenn die vorschreitende Bildung des Menschengeschlechts, die Verbreitung der Kultur, der hastige

Gang der Weltbegebenheiten selbst, uns nicht erlauben, in irgend einem Stücke stille zu stehen? Müssen denn die Töchter und Frauen der Männer des neunzehnten Jahrhunderts nicht auf einer ganz andern Stufe der Entwicklung stehen, als ihre Ältermütter und Mütter von 1730—60—80? Sollen wir unsere Töchter im Mittelstande nur nothdürftig im Schreiben und Lesen unterrichten, daß sie mühsam ein unorthographisches Kochrecept kritzeln können, während die Lithographie den kaum hingeworfenen Gedanken des Mannes in tausend Abdrücken zu vervielfältigen gelehrt hat? Soll das Mädchen sich im beschränkten Kreise ihrer Begriffe erhalten, und kaum wissen, was außer ihrem Stadtviertel vorgeht, wenn ein rastloser Verkehr der Gedanken und Nachrichten die Bewohner Einer Hemisphäre in Kurzem mit Allem bekannt macht, was sich auf der andern Wissenswürdiges zugetragen hat? Soll sie kaum wissen, was Feuer, Luft und Wasser für Kräfte haben, wenn Chemie und Technologie sich jetzt beeifert, den Sparheerd zu raffiniren und zu bauen, an dem sie kochen soll? und wie können wir dieß bewirken, wenn es wirklich nothwendig werden sollte?

Sehen Sie, liebste Lucinde, ich stelle diese Fragen nicht umsonst, nicht als leere Exclamationen und bewegliche Redefiguren auf. Ich frage im Ernst,

ich frage Sie um Rath, Sie, meine treue, kluge und vielerfahrene Freundin! Ich habe zwei Töchter, holde, gutmüthige Geschöpfe, denen Gott, nebst einer anmuthigen Gestalt, hinlängliche Fähigkeiten und Geistesanlagen gab, so daß ich hoffen könnte, sie zu sehr liebenswürdigen, gebildeten, ja mit seiner Hülfe zu vorzüglichen Mädchen zu erziehen. Die eine ist sieben, die ältere neun Jahre alt, sie stehen also, wie Sie sehen, gerade auf der entscheidenden Stufe, wo ein Entschluß über den Plan, der künftig bei ihrer Leitung befolgt werden soll, gefaßt werden muß. Es handelt sich um das, was einer Mutter das Wichtigste ist, um das Glück ihrer Kinder. Auf welchem Wege soll ich es suchen? — Soll ich sie ohne alle Geisteskultur aufwachsen lassen, wie einst unsere Ältermütter, daß Kochen, Nähen und Spinnen den ganzen Kreis ihres Wissens umschreibe, oder soll ich der Sitte folgen, die ich von den Bessern meines Gleichen beobachtet sehe, ihnen eine sorgfältige Erziehung geben, ihren Geist mit Kenntnissen schmücken, ihr Gefühl bilden, ihre Fähigkeiten entwickeln, mit einem Worte, sie zu so vorzüglichen Wesen, als ich es vermag und sie werden können, machen, und dann vielleicht einst — o schreckliche Aussicht! — diese Wesen höher, feiner geartet als Viele ihres Geschlechts, von den fühllosen Männern übersehen oder gemieden, an

ihren edelsten Gefühlen darben, und von einem Glücke ausgeschlossen sehen, das rund um sie den unbedeutendsten Geschöpfen zu Theil wird, oder höchstens erleben, daß ein ungeliebter und unliebenswürdiger Freier, aus irgend einer dunkeln Nebenabsicht, diesen für ihn viel zu klugen Wesen seine Hand biete.

Dieses Loos scheint mir eins der traurigsten, das einem Weibe zu Theil werden kann, und Sie tadeln mich wohl nicht, wenn ich meine Kinder, das Heiligste, das Liebste, was ich auf Erden habe, davor bewahren möchte. Schon seit längerer Zeit stiegen ähnliche Gedanken bei mir empor, und beschäftigten mich in mancher einsamen Stunde; sie erwachten wieder in erneuter Stärke, als jüngst Alcindor's Wahl unserm erstaunten Kreise bekannt wurde. Seitdem kann ich mich ihrer nicht mehr entschlagen; Zweifel an Zweifel erheben sich in mir; die Aussicht, meine Kinder durch eine höhere Bildung unglücklich zu machen, steht schreckend vor mir, und doch widert mir, ja, es empört mich der Gedanke, sie durch eine beschränkende Erziehung von den schönsten Vorrechten besserer Geister ausgeschlossen, und in Nichtswürdigkeiten versunken zu denken. Rathen Sie mir daher, liebste Freundin! Ich weiß, Sie haben oft und viel über diesen Gegenstand nachgedacht, und unsere Gespräche drehten

sich mehrmals um denselben. Ich wende mich daher mit Zuversicht an Sie, und zähle auf Ihre theilnehmende Freundschaft, die gewiß in einer so wichtigen Angelegenheit sich mir wie immer bewähren wird.

2.

Lucinde an Amalien.

Ich soll Ihnen rathen, geliebte Freundin, das heißt, ich soll die wichtige Frage für Sie entscheiden, ob Sie Ihre Töchter in Unwissenheit aufwachsen lassen, oder ihnen eine sorgfältige Erziehung geben sollen? Denn das ist der eigentliche Sinn Ihres Briefes, wie grell es auch, auf diese Art ausgesprochen, klingen mag; und ich konnte mich eines kleinen Anfalls von spöttischer Laune nicht erwehren, als ich mit dem Lesen fertig war; und mir nun sagte: Und das Alles, um einen Mann!

Diese Ansicht, oder vielmehr Absicht verändert nun freilich die ganze Sache. Es ist nicht die Rede davon, ob Ihre Töchter, als Menschen erzogen, in allen ihren Fähigkeiten, Kräften und Anlagen so vollständig als möglich entwickelt, und auf jene Stufe geistiger und sittlicher Bildung gebracht werden sollen, die sie zu erreichen eben durch jene Anlagen und Kräfte von der Vorsicht bestimmt

waren; nein, es fragt sich nur: wie müssen sie erzogen werden, um das Glück zu haben, einem Manne zu gefallen, von ihm gewählt, und in einer leidlichen Ehe geziemend behandelt zu werden!

In diesem Sinne war die Frage gestellt — und in diesem sollte ich sie also beantworten. Aber, verzeihen Sie, hierzu kann ich mich nicht entschließen. Erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen meine Begriffe von den Verhältnissen und Pflichten der beiden Geschlechter gegen einander, die ich öfters im Gespräche mit Ihnen berührt, und die wohl in manchen Stücken, nie aber im Ganzen Ihren Beifall erhalten haben, noch einmal auseinandersetze! Die Antwort auf Ihre Frage wird sich in dieser Auseinandersetzung finden. Hören Sie mich an!

Die Männer nennen sich das starke Geschlecht, und im Gegensatze uns, aus — Galanterie oder — Sinnlichkeit, weil sie nur diese Eigenschaft an uns zu würdigen im Stande sind, das schöne. Kant selbst, der große Gelehrte, der Abgott der Deutschen durch viele Jahre, ein Celibataire und Weiberfeind (vermuthlich, weil er, trotz seiner tiefen Gelehrsamkeit, nicht liebenswürdig war), hat eine wirklich sehr interessante Abhandlung über das Schöne und Erhabene geschrieben, worin er diese Eintheilung berührt

und ausführt. Es versteht sich, daß das Erhabene der Antheil seines Geschlechtes ist; aber die Königsbergerinnen hatten, so schonend er es auch gemeint haben mag, gewiß nicht Ursache, ihn zu Grabe zu tragen, wie einst die Mainzerinnen den Dichter Frauenlob.

Also nach der Männer Meinung sind wir das schöne Geschlecht, das leichtverletzliche, das zarte, das die Schicklichkeit wie mit einer Mauer umgeben muß, das seine Kraft in seiner Schwäche findet, seinen Schild in seiner Unschuld, seine Waffen in seinen Thränen, und wie die Floskeln alle heißen, welche wir zu Hunderten in den Werken der Dichter finden, und noch öfter, wenn gleich weniger zierlich, von den Lippen der übrigen Männer vernehmen. Nur schön sollen wir seyn — und das Schöne leidet nach den Definitionen der Philosophen und Ästhetiker keinen Nebenbegriff der Nützlichkeit oder Zweckmäßigkeit; — ja nicht klug, nicht erfahren, nicht entschlossen, damit die Starken uns bequem beherrschen können, weil — sie das stärkere Geschlecht sind, stärker an Knochen, an Nerven, an Armen, und weil, wenn wir den ungleichen Kampf mit ihnen beginnen, wir übel davon kommen würden! — Gut, diese Stärke wollen wir ihnen auch nicht bestreiten. — Aber

die geistige? die sittliche? O lieber Gott! Wie gerne würde man sich unterordnen, wenn nur die starken Herren der Schöpfung nicht so erbärmlich schwach wären, schwach an Geist, schwach an Gemüth, schwach gegen ihre Leidenschaften, gegen Sinnlichkeit, Eitelkeit, Gewohnheit, mit einem Worte, gegen Alles, was nicht mit körperlicher Kraft unterjocht werden kann, oder ihnen nicht, seiner Gattung nach, wie das zwar weit kräftigere Roß, der gewaltige Stier, an Geisteskraft spezifisch möchte ich sagen, untergeordnet ist! Diese wissen sie freilich zu zähmen; aber darauf wird sich ihr Verstand doch nicht viel einbilden?

Blicken Sie nur um sich, meine Liebe! Betrachten Sie die Ehen, die Sie kennen, die Geschwister ungleichen Geschlechtes, deren Charactere Ihnen nicht unbekannt sind. Auf welcher Seite finden Sie das Übergewicht der geistigen Vorzüge? Ist es nicht meistens auf Seite des schwachen Weibes, trotz der sorgfältigeren und schulgerechtern Erziehung, die man den Männern angedeihen läßt? Wer hat den richtigern Tact in Behandlung der Angelegenheiten? Wen leitet der natürliche Verstand am sichersten und unverworrensten von Schulweisheit, Schlendrian und Systemen? Wer fühlt sich, so zu sagen, in schwierige Lagen, die Andern unauflösliche Knoten bleiben,

in fremde Charactere und Denkweisen hinein? Reden Sie aufrichtig! — Es ist unser Geschlecht! Wir sind die Gefühlvolleren, die Zarterbesaiteten, die Klügern, die sittlich Bessern; und wir sollen dienen?

Aber von jeher waren die Männer uns an Körperkraft überlegen, und so hatten sie sich auch der Herrschaft im Allgemeinen und Äußern angemaßt. Sie herrschen im Staat, im Feld, in den Gesetzen — (deren Aussprüche gar oft eigens gegen uns lauten, indem sie, unter dem Vorwand zarter Fürsorge, uns mit Unmündigen und Aberwitzigen in eine Klasse stellen) — in allen bürgerlichen Einrichtungen, die denn auch von ihnen herstammen. Wir sind die Nullen, und gelten nur das, wozu uns die davorstehende Ziffer macht.

Schändliches Loos! Sind wir denn nicht auch Menschen? Hat der göttliche Funke nicht in uns auch gezündet? Hat uns die Natur nicht mit eben so vielen, wo nicht mit bessern, Fähigkeiten ausgerüstet? Ist uns die Ausbildung unsers innern Menschen verboten, und gilt das Wort unsers Erlösers: Seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater es ist, nur den Männern? Sind wir, wie die Weiber des Islams aus ihrem Schlaraffenparadiese, so auch aus dem höhern

des entfalteten, sich selbst bewußten Geistes ausgeschlossen?

Ja, ja, das möchten sie gern, und streben auf alle Weise, es zu bewirken. Und wir selbst, wir wollten ihnen die Hand dazu biethen? — Nimmermehr!

Noch einmal muß ich sagen: Blicken Sie um sich her! Was sehen Sie an unsern Ehen? Kluge, verständige Weiber, die nachgeben, ertragen oder mit unsichtbarer Hand leiten, so, daß der Mann, er mag nun roher oder feiner seyn, es nicht fühlt, oder wenn er es fühlt, sich's doch gerne gefallen läßt, weil er erkennt, daß es so besser sei — Weiber, die sich selbst im Manne ehren, und ihm vor der Welt den Schein der Herrschaft lassen — oder einfältige Puppen, welche durch des Mannes Sinnlichkeit oder durch irgend einen andern Hebel, den sie an seinen zahllosen Schwächen aufgefunden haben, unumschränkt und ohne Mäßigung herrschen, weil solche Geschöpfe in ihrer Beschränktheit nicht einsehen, wie sehr sie sich selbst durch dieses offenkundige Pantoffelregiment herabsetzen.

Beinahe also überall herrscht das Weib, und nur selten sind in unsern Tagen die häuslichen Tyrannen, welche entweder durch Grobheit, Härte oder unbändige Eifersucht wirklich die höchste Ge-

walt behaupten, so, daß nicht bloß die Welt es sieht, sondern es auch im Innern des Hauses fühlbar wird. Wo dies eintritt, ist alles häusliche Glück zerstört. Überall aber, auch selbst dort, wo sie offenbar oder in Geheim die Herrschaft führt, ist die Frau vernachlässigt, ihre Liebe verkannt, ihr Gefühl durch Untreue oder Kälte verletzt. Das ist eben so allgemein, als jene Wahrnehmung.

Sehen Sie jene Sanftmuthsprediger an, jene Verehrer der lammherzigen Geduld! Hören Sie sie, so lange sie noch nicht verheirathet sind, von der Macht der weiblichen Milde, von dem Glücke reden, wenn ein liebendes Weib sich willenlos in ihre Hand gibt, wenn sie aufhört, selbst zu wollen, und alle ihre Wünsche, ihre ganze Selbstheit sich in dem Gebieter verliert, der sie mit glühender Leidenschaft umfaßt! Betrachten Sie sie eine Zeit darauf, wenn sie nun den schwachsinnigen Gegenstand ihrer Liebe errungen haben, und mit dem Weibe verheirathet sind, das sie auf diese Art gewählt haben! Nur zu bald wird er ihrer matten Liebe und langweiligen Hingebung satt, und verläßt sie achtlos, um neuen Reiz, neue Zerstreuungen zu suchen. Gesättigt durch Sicherheit, abgestumpft durch Gewohnheit, wendet das männliche Gemüth, das nur in Neuheit und Schwierigkeit Reize findet, sich von dem un-

bestrittenen Besitz. Was er hat, genügt ihm nicht mehr; was sein Besitzthum für Werth hatte, weiß er nicht mehr. Aus sich hinaus strebt sein nach Neuem haschender Geist; gereizt, geprikelt will sein Gefühl seyn. Die Gattin ist ihm nichts mehr, die Mutter seiner Kinder wird ihm zur obersten Magd, der er ihre erste Pflege überläßt. Alle ihre Tugenden, all' ihre Liebe geht an ihm verloren; ihre Sanftmuth gebraucht er, um sie zu unterjochen, wenn sie ihm nicht durch List zuvorkommt; die leisen Forderungen ihres Herzens verhallen fruchtlos an ihm, und er hat auch nicht eine Ahnung davon, daß ihr Gefühl noch etwas bedarf, nachdem er ihr die Gnade erwiesen hat, sie sich antrauen zu lassen. Das ist das Bild jeder Ehe; vor diesem Schicksale schützt kein höherer Geist, nicht die höchste Würde des Gemüthes. Steigen Sie in die eigene Brust hinab! Erinnern Sie sich der Thränen, die Ihres Gemahls Kälte nach dem sel'gen Traum der ersten Flitterwochen Sie gekostet, an die rührenden Klagen, welche Sie darüber in meine theilnehmende Brust ergossen, und was Sie gelitten, bis Gewohnheit und Überlegung Sie lehrte, sich in das Unvermeidliche zu ergeben, und der Fühllose, der so gar keine Spur mehr von dem an sich trug, was er einst, und was er Ihnen gewesen, nun auch

aufhörte, wie ein Gegenstand Ihrer Wünsche, so auch ein Gegenstand Ihrer Klagen zu seyn! Stellen Sie dies Bild lebendig vor sich dar! Vergleichen Sie meine Erfahrungen damit! Sie wissen, was ich geduldet — mehr als einmal — denn mein eisernes Geschick und mein zu weiches Herz ließen mich diese Prüfung zweimahl durchgehen — und wenn Sie sich überzeugt haben, daß kein Weib in der Ehe das Glück finden kann, welches die Jungfrau sich verspricht, weil kein Mann ihre Liebe verdient, weil der Beste lau und gleichgültig wird, weil in keines Mannes Brust die Möglichkeit lebt, die reine Flamme der Liebe zu bewahren — dann gehen Sie hin, und opfern das Glück Ihrer Töchter diesem Wahnbilde! Verkrüppeln Sie ihre Gefühle, beschränken Sie ihren Geist, halten Sie die Entwicklung ihrer Fähigkeiten zurück, berauben Sie sie des Edelsten, was der Mensch hat, was ihm seine Stufe über dem Thiere sichert, ihrer geistigen Vervollkommnung, und schlachten Sie das Alles auf dem Altar eines unempfindlichen Götzen, der Ehemann heißt!

Sie schaudern vor diesem Bilde zurück, Amalie! Es ist das nothwendige Resultat Ihrer Zweifel und ängstlichen Fragen. Nein! Geben Sie sie auf, diese schwächlichen, und — lassen Sie mich's frei sagen — diese unwürdigen Gedanken! Kein

menschliches Wesen, und also auch nicht Ihre Töchter, darf und kann in seiner geistigen wie in seiner körperlichen Entwicklung aufgehalten werden, wenn nicht eine Mißgestalt, eine Verzerrung daraus werden soll. Es wäre nicht viel besser, als Mord! Ihre Töchter haben, wie alle Menschen, den Freibrief, ja, das Gebot, sich zu vervollkommnen, vom Schöpfer mit auf diese Welt gebracht; es ist ihr unverlierbares, ihr heiligstes Vorrecht. Sie müssen sich ausbilden, denn sie können nicht anders; und nicht blos in der Umgebung, in dem Zeitalter — das sie, selbst widerstrebend, mit sich fortreißen würden — nein, in der unerläßlichen Pflicht der Selbstliebe liegt der Beruf dazu, und die Nothwendigkeit, ihm zu folgen. Sie sind als Mutter, als Mensch schuldig, die Wesen, welche Ihrer Obhuth anvertraut sind, so weit als möglich auf dem Wege der Vervollkommnung fortzuführen. Sie würden sich einer nie abzubüßenden Verantwortung aussetzen, wenn Sie es nicht thäten; Sie können es auch nicht, denn was Sie nicht in der Ordnung, mit Hinsicht auf Zweck und Mittel thun möchten, würden das Zeitalter, das Beispiel, der Umgang nur verkehrt, und darum verderblich thun. Darum lassen Sie sich durch keine Anmaßungen männlichen Übermuthes, durch keine Inkonsequenz einer

fälschlich gerühmten Weisheit, durch kein ängstliches Vorurtheil irre machen! Bilden Sie Ihrer Töchter Geist und Herz so sehr Sie können, verschmähen Sie keinen körperlichen, keinen Reiz der Seele, den Sie ihnen verschaffen können, entwickeln Sie jede Fähigkeit, forschen Sie nach und holen Sie aus der Tiefe der jugendlichen Seelen jede Anlage hervor, die der Schöpfer in sie gelegt! Sie ist, eben weil sie da ist, nicht vergeblich gegeben worden, und Sie sind schuldig, darauf zu merken und darnach zu handeln. Nur dann erst, wenn Ihre Mädchen körperlich und geistig das geworden sind, was sie werden konnten, dann blicken Sie ruhig um sich! Es wird an Liebhabern und Freiern nicht fehlen, denn noch ist mir der Mann nicht vorgekommen, der gegen weibliche Schönheit, durch Talente und Anmuth unterstützt, kalt geblieben wäre; und Diejenigen, die am meisten von Einfachheit und stiller Anspruchlosigkeit reden, sind oft am schwächsten gegen die Gewalt so mächtiger Reize, ja sie huldigen Koketten, und fühlen sich erst dann beglückt, wenn sie des Zaubers, den sie als solchen erkennen, gar nicht los werden können. Ihre Töchter werden heirathen, und das allgemeine Loos wird auch sie, trotz ihrer Vorzüge, treffen, zuerst vergöttert, und dann vernachlässiget zu werden. Ruhiger kön=

nen Sie diesem Zeitpuncte entgegen sehen; denn Ihre Töchter werden in Kopf und Herzen Waffen und Kräfte besitzen, um das Unwürdige abzuwehren, und das Unvermeidliche mit Anstand zu tragen. Sie werden von ihren Männern und deren Launen minder abhängig seyn; denn sie werden in der eigenen Brust den Schatz tragen, der sie über Armseligkeiten erhebt. Einsam gelassen, werden sie in ihren Talenten Zerstreuung — vernachlässigt — in ihrer Geistesbildung Trost finden, und endlich werden sie im Stande seyn, ihre Kinder selbst zu erziehen, und dem Manne, wie schroff oder schwach er sei, Achtung einzuflößen. So werden Sie, zwar nicht jenes Glück, wovon Sie zu träumen scheinen, und das nur in Romanen bleibend geschildert, in der Wirklichkeit selten die Flitterwochen überlebt — das Glück der Liebe — ach, das Einzige, das uns für Alles schadlos halten könnte — Ihren Töchtern sichern, aber Sie werden ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit feststellen, und sie zu dem machen, was sie seyn sollen, zu guten Müttern.

Was übrigens Alcindor und seine Verheirathung betrifft, welche die Veranlassung zu Ihrem Briefe gab, so versichere ich Sie, daß ich nicht im Geringsten darüber erstaunt war. Ich bin es zu sehr gewohnt, die Männer inkonsequent zu

finden, ich habe es zu oft erlebt, daß sie das Widerspiel von dem thun, was sie predigen, um mich zu verwundern, daß der zierliche, Alles bekrittelnde, anspruchsvolle Mann, der an allen Toiletten Kollegien gab, mit unsern gebildetsten Frauen las, declamirte, Komödien spielte, und lange Zeit an dem Triumphwagen einer unserer ärgsten Koketten zog, nun ein albernes Gänschen geheirathet hat. Er war ja auch Einer von denen, die es gar so poetisch und hinreißend fanden, in ihrer Frau ein willenloses Spielzeug ihrer Launen zu sehen, oder wohl gar sich die künftige Lebensgefährtin selbst zu bilden und zu erziehen. So habe er nun, was er wünschte — entweder eine unbeholfene, einfältige Gesellin, die, wenn sie wirklich so albern ist, als sie scheint, zu nichts taugt, als ihm vor der Welt Schande und im Hause Verwirrung und Noth zu machen; — oder — ist diese Einfalt nur Maske, so werden wir es bald erleben, daß sie ihre hübsche Gestalt und ihr scheinbar kindliches Wesen zum tüchtigsten Zügel macht, an dem der stolze Gemahl geleitet wird, ohne daß er's ahnet, und seinen Bekannten den Triumph gewähret, ihn im Stillen auslachen zu können. Leben Sie wohl!

3.
Amalie an ihre Tante.

Ich ergreife die Gelegenheit, daß Frau v. S.. eine Reise in Ihre Nachbarschaft macht, um ihr das beifolgende sehr ansehnliche Packet Briefe an Sie, meine theure Mutter, mitzugeben, und Sie recht inständig zu bitten, es zu durchlesen, und mir Ihre Meinung darüber zu sagen. Vielleicht hätte ich besser gethan, diesen Schritt zuerst zu machen; vielleicht hätte ich mich in einer Angelegenheit, wie diejenige ist, die mein Gemüth seit einigen Wochen ausschließend, und ich darf sagen quälend beschäftigt, sogleich an Sie, meine mütterliche Freundin, wenden, und von Ihrer reifen Erfahrung, von Ihrem milden Sinne, die Lösung meiner Zweifel erbitten sollen. Aber unsere Entfernung ist so groß, der Postenlauf im Winter so unsicher, und die guten Gelegenheiten, wie jene, die sich jetzt darbietet, so selten, daß ich mich lieber entschloß, bei Lucinden, die in Einer Stadt mit mir lebt, und der Sie selbst vor vielen unserer Frauen den meisten Geist wie die meiste Bildung und Energie des Charakters zugestehen, mich Raths zu erholen. Ich bedachte nicht, als ich es that, wie unglücklich diese so interessante Frau mehr als einmal in der Wahl ihres Herzens gewesen, und mit welcher Bitterkeit

sie, durch diese traurigen Erfahrungen verstimmt, bei jeder Gelegenheit über das männliche Geschlecht herfährt. Ihr Ausspruch kann daher nie unpar- teiisch, und darum auch nicht recht befolgbar seyn. Es scheint mir eine Mischung von wahren Bemer- kungen und zu scharfer Auffassung darin zu liegen. Lucinde hat wohl im Grunde Recht, die Männer verfahren auf eine unverzeihliche Weise mit uns, und unser Loos ist sehr traurig; aber wie sie es aus- drückt, klingt es so absprechend, so revolutionär ge- gen die Männer, daß ich manchmal ein Kapitel aus den berüchtigten Droits des femmes der Mstrs. Wolstonecraft zu lesen meinte. Mein Wunsch nach einem brauchbaren Rathe ist also durch diese Ant- wort unserer Freundin nicht erfüllt; und da ich mir allein nicht zu helfen, auch das Wahre vom So- phistischen in Lucindens Ansichten nicht recht zu son- dern weiß, nehme ich, wie schon so oft, meine Zu- flucht zu Ihnen, verehrte Tante, und bitte Sie, für mich zu denken, zu sondern, zu wählen. Ich brauche Ihnen die Wichtigkeit dieser Sachen nicht ans Herz zu legen, ich durfte mich von jeher Ihrer Liebe erfreuen, und die Kinder des Weibes, das Sie mit mütterlicher Neigung umfaßten, sind Ih- rem Herzen ja auch nahe. Leben Sie recht wohl! Frau v. S.. Bedienter wartet; ich muß schließen.

4.

Die Tante an Amalien.

Meine liebe Nichte!

Eigentlich sollte ich ein Bischen mit Dir schmollen, mein Kind, und Dir die leeren Ausflüchte — denn etwas Anderes sind die Entschuldigungen nicht, die Du darüber vorbringst, daß Du dich zuerst an Lucinden gewandt — wie sich's gehört, zu Gemüthe führen. Ich sollte Dich an die vielen Gelegenheiten erinnern, wo wir über diese Frau sprachen, wo ich zwar jederzeit ihrem Verstande und Wissen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wohl auch das, was Du Energie des Characters nanntest, mit Erstaunen anerkannte, aber nie mich mit ihren Grundsätzen und ihrem Benehmen zufrieden gezeigt hatte. Was heißt Energie des Characters in Lucindens Falle anders, als Kraft zu handeln, wo und wie sie nicht gesollt — Unweiblichkeit mit einem Worte? — Doch ich will jetzt nicht so strenge mit Dir verfahren. Du bist gestraft — nicht bloß durch den Empfang eines Briefes, der, statt Dir den rechten Weg zu weisen, Dich aufs Neue in größere Verwirrung stürzt; Du bist es leider, und ich sehe es mit Bedauern schon seit längerer Zeit, durch die Ansichten und quälenden Betrachtungen, die Du, im Umgange mit dieser geistvollen, aber verkehrten

Frau, über die Stellung Deines Geschlechts zu der Welt und zu den Männern eingesogen hast. Was sind das für Begriffe, für unselige Maximen! Wahrlich, ich möchte Dir zurufen, wie der Herr dem heil. Paulus auf dem Wege nach Damaskus zurief: Saul! Saul! Es wird Dir schwer werden, wider den Stachel zu lecken! — Malchen! Malchen! Es wird Dir schwer werden, in offenen Kampf gegen das männliche Geschlecht zu treten, und darin zu bestehen! Glaube mir — so hart es Dich dünken mag, was ich Dir sage — Du wirst darin untergeh'n; nicht zwar Dein irdisches Leben, aber Dein besseres Selbst, Dein sittlicher Werth, Dein und Deiner Töchter wahres Glück!

Aber ich will nicht, wie Deine Freundin gethan, in Ausrufungen und rednerischen Figuren sprechen. Einfach und ruhig will ich Dir meine Ansichten auseinander setzen. Vergleiche sie mit dem Briefe Lucindens, und urtheile dann selbst, auf wessen Seite die Wahrheit steht.

Du möchtest gerne wissen, wie Du Deine Mädchen erziehen sollst, um ihnen ein dauerhaftes Glück zu sichern. Es lockt Dich der Schimmer der heutigen Modeerziehung; es reizt Dich die Aussicht, Deine Töchter glänzen zu sehen, und dann schreckt Dich doch die Erfahrung, daß so viele, und gerade nicht die schlimmsten Männer nichts weniger als

solche schimmernde Eigenschaften an ihren Gattinnen zu suchen scheinen, und ihre Wahl oft auf ganz einfache, dem Scheine nach unbedeutende Mädchen fällt. Das macht Dich stutzig, ungewiß, und wie ein Herkules stehst Du an dem Punkte, wo sich, nach Deiner Meinung, die Pfade in ganz entgegengesetzter Richtung scheiden müssen. Hier schlägt nun auf diese Frage Deine Freundin sogleich mit Blitz und Donner darein, und sucht Dich und ihr Geschlecht überhaupt in eine Stellung gegen das männliche zu bringen, die, wie mir scheint, die allerunnatürlichste, und also gewiß auch die unrichtigste ist. Ich lege ihre Epistel vor mich hin, und werde sie, so gut ich kann, zu beantworten suchen.

Die Männer nennen sich das starke Geschlecht. Mich dünkt, sie sind es auch, und obendrein auch das herrschende, soweit in Zeit und Raum unsere Erfahrungen reichen. Auch ich sage Dir: Blicke um Dich her, aber nicht blos in die Hauptstadt oder unter den höhern Ständen überhaupt; nein, betrachte den Menschen in seinem natürlichen Zustande, das Landvolk, die untern Stände, die wilden Nationen, die Völker vergangener Zeiträume, ehe noch Überbildung und Verfeinerung das Menschengeschlecht entnervt, und die natürlichsten Verhältnisse verderbt hatten! — Lies in der Bibel — Du magst sie nun als göttliches Wort,

oder blos als älteste Urkunde der Geschichte betrachten! Überall findest Du den Mann als den Herrn, das Haupt des Weibes; überall ist er es, von dem ihr Geschick abhängt, der sein, seines Hauses, oft seines Stammes oder Staates Loos in den Händen hat, und die Geschichte jedes Volkes bildete sich — einzelne Ausnahmen zählen hier nicht — durch die Männer. In die Hand des Mannes hat die Natur die Macht gelegt, und auch die Kraft, sie zu behaupten — nicht blos mit der physischen Gewalt, die ihm Lucinde großmüthig zugesteht, sondern auch mit der geistigen, an welcher die Männer uns ebenfalls übertreffen, und übertreffen müssen, wenn wir glücklich seyn sollen. Hierbei läugne ich nicht, daß es einzelne kluge oder listige Weiber gibt, die sich über ihre schwächern oder einfältigern Männer eine geheime oder offenbare Herrschaft angemaßt haben; aber solche einzelne Fälle, die freilich in unsern verfeinerten und darum kraftlosen Zeiten öfters Statt haben, können, wie mich dünkt, in Verhältniß gegen das Ganze nicht in Betracht kommen. Auch was Lucinde von richtigem Takt, leitendem Gefühl, sittlichem Vorzug ꝛc. sagt, ist theils Sophisterei, theils halb wahr, und für ganz ausgesprochen, was überhaupt ihr, so wie vieler geistreichen Frauen Lieblingsfehler ist, einzelne Beobachtungen, die ihre Lage ihnen zu

machen erlaubt, zu generalisiren, und als allgemein geltende Wahrnehmungen aufzustellen.

Unser Gefühl leitet uns, nach meiner Erfahrung, oft sicherer, als die Männer ihr regelmäßig gebildeter Verstand; dennoch würde ich es für etwas sehr Mißliches halten, diesem so beweglichen, so bestechlichen, und von Phantasie und physischer Stimmung meistens so abhängigen Richter allemal unbedingt zu folgen. Doch Alles zugegeben, was Deine Freundin halb und ganz Wahres an dieser Stelle sagt, was kann sie gegen die Wahrnehmungen einwenden, welche die Geschichte von Jahrtausenden bestätigt, daß nie ein Weib in geistiger Ausbildung die Höhe erreicht hat, welche viele Männer erstiegen haben? daß in ernsten Wissenschaften, in anstrengenden Geschäften nie ein Weib sich besonders auszeichnete, und in den Künsten ihre Leistungen — wie achtungswerth und höchst verdienstlich sie auch waren — doch immer einen mehr relativen Werth hatten, und nur selten zu den besten in ihrer Art gezählt werden konnten? Wird sie mir die wenige Anleitung, welche die Weiber von jeher genossen, als Entschuldigung anführen, so erkläre sie mir, warum in jenen entfernten Zeitaltern, wo es gar keine Anstalten zur Erziehung des männlichen Geschlechts gab, sich kein weiblicher Ossian oder Homer hervorgethan?

Vergeblich werden wir also, so wie im Körperlichen, so auch in der Sphäre geistiger Kräfte den Kampf mit dem überlegenen Manne bestehen; wir kommen nicht gegen sie auf, und die Versuche, uns ihrer Obergewalt zu entziehen, bringen nur Unnatur, Verzerrung und Widerlichkeit bei uns hervor. Es entstehen die Frauen, deren Lucinde Eine ist, von denen Jean Paul sagt: Sie lieben wie Männer, und wollen geliebt seyn wie Weiber. Daher ihr eigenes Mißgeschick in zärtlichen Verhältnissen, daher ihr rastloses Haschen nach Idealen, und der ewige Schmerz zerstörter Täuschung, oder die ewigen Klagen über Treubruch, Kälte und Flattersinn. Wenn dann auch der heißgewünschte Mann sich dieser Männin nähert, so ist er entweder ein schwaches Wesen, wie Oswald und Leonce (diese Lieblinge der genialischesten aus allen Frauen), ein Mensch, der ewig zwischen seiner Neigung und einer ihn tyrannisch beherrschenden Idee schwankt, und sich und das hohe, geliebte Weib dadurch elend macht, oder wenn er kräftig und selbstständig ist, so wendet er sich von der schimmernden Erscheinung zu einem einfacheren Geschöpfe, das ihm als wahres Weib erscheint, und ihm den Triumph gewährt, den gerade die Kräftigsten suchen, als Leiter und Befehlshaber in der Brust des liebenden Weibes zu herrschen.

Und wer weiß, ob diese stolzen und regierungs=lustigen Frauen nicht vielleicht glücklicher gewesen wären, wenn sie mit ihren schwankenden Gefühlen an einen starken Mann gerathen wären, der jenes Übergewicht über sie zu behaupten gewußt hätte. Es liegt in der weiblichen Brust ein tiefes, unauslöschliches Bedürfniß, sich an den stärkern Mann anzuschmiegen, von ihm vertheidigt, geschützt und geleitet zu werden. Dieses Bedürfniß scheint mir so wesentlich mit dem Geschlechtscharakter des Weibes verwebt, so sehr in dem allgemeinen, selbst bei vielen Thiergattungen ausgesprochenen Übergewichte von Kraft in der männlichen Natur zu liegen, daß wir ihm ganz sicher vertrauen, und es zum Führer auf unserm Pfade machen können. Es zeigt sich dieses Bedürfniß, geschützt zu werden, und daher diese ausgesprochene Anhänglichkeit des Weibes für den starken muthigen Mann, mitunter in der entschiedenen Vorliebe unsers Geschlechtes für den Soldatenstand, und in dem Glück, das diese Männer, im Verhältniß gegen die Bürgerlichen, fast überall machen, selbst wo weder Bildung noch feine Sitte ihre Bewerbungen unterstützt; und es ist allgemein bekannt, daß das slavische Weib oder Mädchen sich nur dann recht feurig von ihrem Manne geliebt glaubt, wenn er den Muth hat, sie zu prügeln. Sehr häufig ist ja sogar die Erfahrung, daß selbst

Männer von ausschweifenden Leidenschaften, ja von verbrecherischen Neigungen, in denen große Gemüthskraft wohnt, nicht allein Weiberherzen zu erobern, sondern tyrannisch zu behaupten im Stande sind.

Unwillkürlich, und den großsprecherischen Äußerungen von weiblichen Vorzügen und Rechten zum Trotz, entschlüpfen dann dem Munde jener Femmes supérieures sonderbare Klagen. Was bedeuten denn Ausrufungen, wie jene in Lucindens Brief: O lieber Gott! Wie gerne würden wir uns unterordnen, wenn die starken Herren der Schöpfung nur nicht oft so erbärmlich schwach wären! Oder wie in der Corinne der Madame Staël: Il (Oswald) avoit pour elle ces soins protecteurs, qui font le plus doux lien de l'homme à la femme. — Und anderswo: Ah! ne faut-il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets déchirans, qui s'attachent à ces jours, où elles etoient aimées où à tous les momens elles se sentoient soutenues et protégées??

Es ist der Schrei der Natur, der trotz Überbildung und Verschrobenheit der schmerzlich erregten Brust entfährt, und das Bekenntniß enthält, daß alle diese Kultur des Geistes und der Phantasie, statt das Weib seiner Bestimmung zu nähern, es immer wei-

ter davon entfernt, daß unser wahres Glück nur in dem wahren Verhältnisse zu dem andern Geschlecht, nur in der geistigen Kraft und Überlegenheit der Männer, nur in Milde und Hingebung, in Einfachheit und Liebe von unserer Seite bestehen könne.

Verstehe mich aber recht, und laß uns scharf unterscheiden zwischen geistigem Übergewichte, insofern es in Kenntnissen, Fertigkeiten und Bildung des Verstandes, oder in Gemüths- und Charakterstärke und richtiger Urtheilskraft besteht. Man kann unendlich viel wissen, ein sehr geschickter Geschäftsmann, ein bewunderter Gelehrter seyn, man kann sich der höchsten ästhetischen Ausbildung erfreuen, declamiren, dichten, malen, singen, wie euer Alcindor, dessen ich mich noch wohl aus meinem letzten Aufenthalte in der Residenz erinnere, wo er als schöner Geist im schönen Körper und als Elegant vom ersten Range, der Abgott aller eurer Damen war; man kann alles dieß verstehen, und doch schwach an Gemüth und ohnmächtig im Wollen seyn, wie es jener bewunderte Held auch war, wenn mich meine Physiognomik nicht ganz betrog. Ein solcher Mann wird aber, ungeachtet seines großen Wissens, nie das Übergewicht über seine Frau erhalten, wenn sie nicht ganz albern ist, und da kaum; denn zu Hinterlist und Kniffen ist die Dümmste nicht zu dumm, so wie der schwächste Mann nicht zu

schwach zum thörichten Eigensinn, der seine Machtvollkommenheit in Behauptung von Armseligkeiten setzt, indeß ihm die listige Frau das wahre Steuerruder der Herrschaft geschickt aus der Hand zu winden weiß.

Wenn ein solcher Mann, wie euer Alcindor, sich dann noch vielleicht beigehen läßt, den Lehrer seiner Geliebten machen, sich zu ihrem Bildner aufwerfen zu wollen, dann läuft er Gefahr, ihr vollends widerlich oder gar lächerlich zu werden, und er wird also im Gefühl seiner Ohnmacht dahin streben, das natürliche Verhältniß zwischen seiner Frau und sich herzustellen, und eine ganz Alberne wählen. Diese gänzliche Unwissenheit oder Blödigkeit seiner schönen Hälfte scheint ihm dann die Oberherrschaft zu sichern, welche seine wenige Kraft ihm bei einer Gebildetern oder Verständigern weder zu erringen noch zu behaupten hoffen läßt; und das ist's, wie mir scheint, warum wir so oft in unsern Tagen die Erscheinung erleben, daß sehr gebildete Männer vorzugsweise unwissende Frauen heirathen. Sie wollen herrschen, sie wollen der allein bestimmende, leitende Theil des Ganzen seyn, sie fühlen, ohne sichs bewußt zu werden, die Schwäche ihres Characters, schieben die Ursache des bestehenden Mißverhältnisses auf die allzugroße Bildung der Frauen, behaupten, daß jedes Wissen die wahre Anmuth des Wei-

des mindere, preisen die gute, alte Zeit, wo ein Mädchen nichts verstand, als kochen und spinnen, und wünschen, daß es noch so wäre.

Unstreitig war vor vierzig, fünfzig Jahren das Verhältniß beider Geschlechter, so wie überhaupt alle gesellschaftlichen Einrichtungen, und unsere Lebensweise der Natur um Vieles noch näher, als jetzt. Das ganze Menschengeschlecht war gesünder, und darum kräftiger. Keine übermäßige Geistesbildung, aber auch kein gewaltiges schreitendes Schicksal, das in den letzten dreißig Jahren die Erfahrungen und Leiden eines Menschenalters in den Raum von wenigen Jahren zusammendrängte; keine vielfach verschlungenen Bedürfnisse des Luxus; keine Romanenlectüre hatte das Nervensystem unserer Ältermütter und Väter überreizt; keine sinnreichen Ausschweifungen den Keim des Lebens versehrt. Der Ahnherr wünschte zu heirathen, sobald seine bürgerlichen Verhältnisse es erlaubten, und sie erlaubten es in jener mäßigen Zeit viel früher und viel häufiger. Die Ahnfrau hatte keinen andern Begriff von der Ehe, als daß sie für den Mann zu sorgen, der Küche vorzustehen, das Gesinde in Ordnung zu halten, die Kinder zu pflegen, dafür Rang, Ansehn, Vermögen ihres Gemahls zu theilen, und von ihm Schutz und Fürsorge zu erwarten habe. Dieß Alles stand ihr gleich-

mäßig bevor, wenn der Mann vorher ihr Liebhaber gewesen war, oder nicht. Er hörte auf, dieß zu seyn, bald nachdem er Ehemann geworden war, ging schlicht und ernsthaft seinen Geschäften nach, und war mit aller Kraft seines Gemüthes bei diesen, indessen die Frau eben so eifrig im Hause schaltete. Sie forderte keine zarten Aufmerksamkeiten, keine Romanenzärtlichkeit; er empfand sich wohl bei seiner Frau, bequem in seinem Hause, in welchem er unumschränkt gebot, war zuweilen ein Bißchen rauh, oder grob, je nach dem Unterschiede des Standes oder der Erziehung, und wohl manchmal auch bis zum Unsinne eifersüchtig, weil er noch Kraft hatte, bis zum Unsinne zu lieben, wovon es Beispiele gab, die man sich als Stadtneuigkeiten erzählte, wie ich mich aus meiner Jugend wohl erinnere. Man hörte Klagen genug über harte, wunderliche Ehemänner, selten oder nie über Flattersinn, Erkaltung und Mangel an Zartgefühl.

Eine vorgerückte Zeit veränderte das Alles. Bildung und Leselust verbreiteten sich, man fing an, den Mädchen eine sorgfältigere Erziehung zu geben. Sie bekamen Unterricht in Künsten und Wissenschaften, oft ohne alle Rücksicht auf Anlagen oder Standesverhältnisse. Fertigkeiten wurden geübt, Romane gelesen, ganz junge Mädchen in die Welt geführt, das Theater fleißig besucht, Phantasie und

Gefühl auf alle Art entwickelt, ja gereizt und zu früher Reife gebracht. Das andere Geschlecht hielt nie ganz gleichen Schritt mit dieser Überbildung; denn wenn auch die Kultur im Allgemeinen viel höher gestiegen ist, als sie vor fünfzig Jahren war, so hat sich doch der geistige Zustand der Weiber in eben dieser Zeit um viel mehr verändert, als der der Männer, ja es schleicht sich durch Luxus und Anglomanie ein sehr widerlicher Ton bei diesen ein, sie sind in der Regel nicht fleißig, nicht sittlich, fühlen sich in Gesellschaft der Frauen beengt, wollen ihrer Bequemlichkeit oder Ungezogenheit keinen Zwang auflegen lassen, sondern sich daher von den Frauen ab, suchen ihre Unterhaltung mit ihres Gleichen bei Spiel, Trunk, nächtlichen Schwelgereien oder im Pferdestall, und heirathen gar nicht, oder erst spät, wenn sie eine Krankenwärterin brauchen. Wohin dieß immer wachsende Mißverhältniß zwischen der Bildung der beiden Geschlechter noch führen wird, ist wohl nicht zu berechnen, glücklicher aber und häufiger werden die Ehen nicht werden.

Lege mir's nicht als die Weise der alternden Matrone aus, welche die Zeit ihrer Jugend **le bon vieux tems** lobt; aber die jetzige Jugend beiderlei Geschlechts, wenigstens in den großen Städten, taugt nicht viel. Vielleicht ist es nichts

als ein schöner Traum, der nie zur Wirklichkeit kommen wird, weil die Welt schwerlich vom Schlimmern zum Bessern schreitet; wenn es aber möglich wäre, daß künftig die Weiber einfacher, die Männer ernster, sittlicher, und darum kräftiger erzogen würden, dann würde sich Vieles geben, und unsere Enkelinnen feierten dann ihre goldene Zeit. Dann würden auch die vielen bittern Klagen über den Flattersinn und die Gleichgültigkeit der Männer aufhören. Man würde sich keine Ideale nach Romanen bilden, und den Schmerz der Enttäuschung, über den Lucinde so bitter klagt, nicht so oft erfahren. Der Mann würde mit aller Kraft und Innigkeit eines ungeschwächten Herzens lieben, das Mädchen ihm wahr und offen entgegen kommen, und das Glück des Hausstandes ihnen Beiden als etwas Hohes, Würdiges erscheinen. Dann aber, wenn sie erst vermählt wären, würde der Mann seine Frau lieben und ehren, übrigens aufhören, ihr Verehrer zu seyn, und mit aller Kraft, die er früher angewendet, sich ihres Besitzes zu versichern, nun weiter nach den Zielen seines Ehrgeizes oder seiner Berufsthätigkeit streben, und die Frau würde ihm das nicht übel nehmen, denn das Leben, nicht das Haus, ist die Sphäre seines Wirkens. Die Frau aber würde in Stille und Einfachheit

walten, ihr Glück in dem Wohlstand ihres Hauses und in der Liebe finden, womit sie ihren Mann und ihre Kinder umfinge.

Nachdem ich Dir nun meine Ansichten über das Verhältniß der beiden Geschlechter offenherzig gesagt habe, will ich Dir eben so aufrichtig auch meine Meinung über die Erziehung Deiner Töchter sagen, und hiermit die ängstliche Anfrage Deines Briefes zu beantworten suchen.

Ich bin ganz und gar nicht für die jetzige Art, die Mädchen zu erziehen. Alle insgesammt werden mit zu wenig Ernst und zu sehr für's Äußerliche gebildet, und wenn bei den Einen Talente und Kunstfertigkeiten auf einen übermäßigen Grad ausgebildet werden, so bringen die Andern ihre Zeit mit Nichtsthun, Putzen, Herumlaufen und Unterhaltungen zu; bei Beiden füllen aber Eitelkeit und Gefallsucht die Herzen und beschäftigen die Geister. Ansprüche werden erweckt, Erwartungen gespannt, das Glück des Lebens wird in Flitter und Glanz gesucht, und dieser Rücksicht alles Übrige geopfert. Ich darf nicht fürchten, daß Du Deine Töchter auf den letztern Abweg des gänzlichen Unwerths gerathen lassest, aber ich möchte Dich recht dringend warnen, Lucindens gefährlichen Rathschlägen Gehör zu geben, und nicht zu glauben, daß es Deine Pflicht sei,

jede Anlage, die Du in Deinen Töchtern zu erblicken meinst, auszubilden. Es ist eine sehr mißliche Sache um dieß Erblicken; die Älternliebe verführt da sehr oft zu Täuschungen, und wir sind nur zu geneigt, an entschiedene Talente zu glauben, wo vielleicht kaum eine größere Fähigkeit vorhanden ist. Man hält jetzt allgemein dafür, daß Unterricht in Sprachen, Musik und Zeichnen — zu den unentbehrlichen Erfordernissen der Mädchenerziehung, selbst in kleinen bürgerlichen Familien, gehöre. Ich bin durchaus nicht dieser Meinung, und glaube, daß das Treiben dieser Künste, wenn weder eine angeborne Anlage, noch in den häuslichen Umständen die Möglichkeit da ist, sie gehörig auszubilden, und wenigstens bis zu einem Grade zu bringen, der der Besitzerin und den Freunden einiges Vergnügen gewährt, ganz und gar nichts, als eine nutzlose Verschwendung der Zeit ist, welche durch die gemeinsten weiblichen Handarbeiten viel zweckmäßiger ausgefüllt würde. Aber auch bei günstigern Verhältnissen sollte der Unterricht und die Beschäftigung mit diesen Künsten nie zu einer solchen Höhe getrieben werden, wie wir es in vielen Häusern sehen. Erstens wird mit verhältnißlosem Aufwand Zeit, Mühe und Geld für diesen Zweck verschwendet, viel Nothwendigeres im Hause dar-

über versäumt, und wenn die Mädchen heirathen, werden alle diese Künste und Fertigkeiten gewöhnlich bei Seite gelegt, und Alles, was man früher daran gewandt, ist nun ganz umsonst geschehen; zweitens aber, und das ist das größere Übel, wird die Eitelkeit der Mädchen unsäglich genährt, die Einfachheit des Characters verdorben, ihr Dichten und Trachten außer sich und außerhalb ihres Hauses, auf fremden Beifall, Bewunderung und Eroberungen noch mehr, als dieß schon ohnedieß geschieht, gerichtet, der Sinn für Stille und Häuslichkeit ertödtet, ein unerträglicher Dünkel eingepflanzt, und eine Zärtlichkeit und Weichlichkeit des Gefühls, eine Aufreizung der Phantasie erweckt, welche sich in den gewöhnlichen Lagen des Lebens unglücklich fühlt, vom Alltäglichen angeekelt wird, und nichts drückender, ja nichts entwürdigender findet, als sich mit der Prosa des Haushaltes abzugeben. Aus solchen Mädchen werden dann, wenn die Kultur hoch getrieben wird, jene Frauen, die von Kunst und Poesie schwatzen, Gelehrte und Künstler um sich versammeln, nach Italien reisen, dort allein mit Behaglichkeit leben können, überall ihre Heimath haben, nur nicht an dem Ort, den ihnen das Schicksal angewiesen, und Alles sind, nur nicht was sie seyn sollen, Hausfrauen und Mütter.

Dadurch will ich indessen gar nicht gesagt haben, was Du in Deinem Briefe zu befürchten scheinst, daß die Mädchen unserer Zeit so aufwachsen sollen, wie ihre Ältermütter vor fünfzig, sechzig Jahren. Es wäre gar nicht möglich, sie jetzt noch in dieser Unwissenheit und Dunkelheit zu erhalten, in welcher jene lebten und sich wohlbefanden. Die Zeit ist vorgeschritten, und, wie Du richtig sagst, wir müssen mit. Zwischen jener Überbildung aber, welche Lucinde einführen möchte, und der gänzlichen Unwissenheit und Vernachlässigung, in welcher Du Deine Töchter erwachsen lassen zu müssen fürchtest, ist eine große Kluft.

Immerhin bilde die Urtheilskraft Deiner Töchter, lehre sie die Welt, sich selbst und ihre Bestimmung im richtigen Lichte schauen, gib ihnen nützliche Kenntnisse! Sie sind unentbehrlich in unserer Zeit, die auch für die Frauen, wie für Alles, einen ganz andern Maßstab hat, als die Vergangenheit. Laß sie vor Allem ihre Muttersprache fehlerlos lesen und schreiben, und fertig rechnen lernen, besonders aus dem Kopfe! Laß sie viel um Dich seyn! In stillen Stunden, wenn ihr, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, bei einander sitzt, gibt es tausend Gelegenheiten, durch Beispiele, Fragen, Erzählungen ihren Verstand, ihre Gemüthsart sich entfalten zu sehen, und un-

merklich auf ihre wahre Bildung, welche keine andere seyn darf, als die, für ihre künftige Bestimmung zu wirken. Das ist ja eben das Schöne und Beglückende an dem Loose unseres Geschlechts, womit die Vorsicht sich liebend an uns bewiesen, daß sie uns unsern Beruf und Lebenszweck so unfehlbar, so allgemein gültig vorgezeichnet hat, daß kein Mißgriff, wie leider oft bei Männern geschieht, möglich ist, und die Prinzessin wie das Bauernmädchen nur einerlei Bestimmung hat, nämlich Gattin und Mutter zu werden.

In Geschichte, besonders des Vaterlandes, in Erdkunde, Naturlehre u. s. w. suche sie so weit zu bringen, als die jetzige Generation im Allgemeinen steht, und was im geselligen Leben von diesen Kenntnissen gäng' und gäbe ist, sei auch Deinen Mädchen bekannt! — Mehr brauchen sie nicht. So wie ich aber Dich und den Grad Deines Wissens aus Deiner guten Mutter Haus kenne, würde wohl, was Du weißt, hinreichen, sie in allen diesen Fächern zu unterrichten; und darum möchte ich sie darin, wie in dem Meisten, was sie zu wissen nöthig haben, an Dich weisen. Mädchen können keine bessern Lehrerinnen haben, als ihre Mütter, und überhaupt wünschte ich, daß jede Frau von jenen in unserer Zeit unentbehrlichen Kenntnissen so viel wüßte, um sie ihren Töch-

tern mittheilen zu können. Dann würden alle diese tausend Verlegenheiten mit Meistern und Erzieherinnen, und vor Allem das — mir verhaßte — Besuchen von weiblichen Unterrichts- und Pensionsanstalten aufhören. Ich kenne nach meinem Gefühle nichts Schädlicheres, nichts, was alle zarten Bande, die schüchterne Sitte, den häuslichen Sinn so ertödtet, als dieß Hinsenden der Töchter in Schulen und unter fremde Aufsicht, fremde Einwirkung. So nützlich, ja so nothwendig es für den Knaben ist, unter den Flügeln der Ältern hervor- und hinaus in den Konflikt fremder Menschen zu kommen, mit denen er sich einst wird herumkämpfen müssen, so sehr sollte man suchen, die Töchter vor zu vieler Berührung mit der Außenwelt zu bewahren, und gleichsam im Heiligthum des väterlichen Hauses, im Hauche der Mutterliebe zu erhalten. Es ist dieß auch ein böses Zeichen der Zeit, und ein Hauptstoß, den die wahre Weiblichkeit und Häuslichkeit erlitten hat. Aber freilich müßten die Mütter, welche ihre Töchter viel um sich haben, oder vollends sie unterrichten wollten, mehr zu Hause und mehr allein seyn, als jetzt geschieht, wo der Tag gewöhnlich mit Putzen, Besuche geben und Besuche annehmen hingeht.

Laß Deinen Töchtern immer, wenn sie besondere Anlagen zeigen, einigen Unterricht in Musik, Zeichnen, und besonders im Tanzen geben, welches den Körper anmuthig entwickelt, und im gesellschaftlichen Leben nicht wohl entbehrt werden kann! Daß hier von keinem theatralischen Tanz mit Shawl oder Kastagnetten die Rede seyn darf, versteht sich von selbst. Fliehe Alles, wie die Pest, was Ostentation zum Zwecke hat! Es ist das schrecklichste Gift, welches Du Deinen Töchtern einimpfen kannst! Laß sie gute Bücher lesen, lies sie mit ihnen, auch hier und da einen Roman, aber nur selten, mit der genauesten Wahl, und keinen, den Du nicht kennst. Alles dieß aber sei streng und unerbittlich dem Hauptgeschäfte, der Verwaltung des Hauswesens, untergeordnet, so, daß keine Zeit, keine Anstrengung, welche dieses fordert, auf etwas Anderes verwendet werde! Lehre Deinen Mädchen die Bestimmung der Hausfrau und Mutter im würdigsten Lichte seh'n, lehre sie ihren größten und wahresten Stolz darein setzen, dieß mit ganzer Seele zu seyn, und glaube einer ältern Freundin, daß Du vielleicht mit keinem Mittel der entnervenden Weichlichkeit des Gefühls, den ausschweifenden Flügen der Phantasie, die in den Jahren der erwachenden Liebe Dir vielleicht einst böses Spiel machen können, wirksamer

entgegen arbeiten kannst, als wenn Du Deine Töchter zur strengen Aufmerksamkeit auf das Detail der Wirthschaft anhältst, welches durch seine einfache, prosaische Natur und dadurch, daß es die Achtsamkeit des Geistes von der innern Welt hinweg auf äußere Gegenstände zu richten zwingt, eine wohlthätige Ableitung für verliebte Träumereien gibt! Ich kann hier für mich einen sehr gültigen Gewährsmann, Jean Paul, in seiner Levana, anführen, welches Buch ich Dir überhaupt als ein unentbehrliches für jede Mutter empfehlen kann.

Endlich aber laß durch Alles, was Du thust und lehrst, was Deine Töchter lernen oder üben, einen warmen Hauch der Liebe zu Gott und den Menschen wehen, der Dein ganzes Werk belebe und heilige.

Versäume also dieß nicht, und suche den religiösen Sinn vor Allem in Deinen Töchtern zu wecken und zu pflegen! Dann aber sei auch um Vieles unbesorgt, was Dir jetzt Kummer macht! Der rechte Mann, der ernste, kräftige nämlich — denn nur dieser ist der rechte, und es gibt deren noch immer, wenn gleich nicht so häufig, wie in früherer Zeit — wird den frommen, einfachen Geist an Deiner Tochter erkennen und lieben; es wird ihn nicht irren, wenn sie die in der jetzigen

Welt unentbehrlichen Kenntnisse besitzt, ja er wird es gern sehen, wenn sie versteht, was er mit ihr spricht, und ihre kleinen Talente werden ihm manche Stunde in seinem Hause angenehm verkürzen. Aber er wird sich dennoch als ihr Oberhaupt fühlen, er wird ihr mit Liebe vergelten, was sie seiner Kraft einräumt, und ein schönes, dauerhaftes Band der Treue und innigen Freundschaft wird noch in späten Jahren beweisen, daß dieß Verhältniß das rechte war, weil es das der Natur gemäßeste gewesen.

II.

Über Klatschsucht und Verläumdung.

1.

Lydie von R** an ihre Tante.

Schon öfters, meine mütterliche Freundin, hat es mich gedrängt, Ihnen eine treue Schilderung meiner Lage, und dadurch eine Rechtfertigung des trüben Tones und der mannigfachen, aber unbestimmten Klagen zu geben, in welche mein überfülltes Herz gegen Sie auszubrechen sich nicht erwehren konnte. Ach, Sie sind ja seit dem Tode meiner geliebten Mutter Diejenige gewesen, welche mich diesen Verlust so wenig als möglich fühlen, und in Ihrem theilnehmenden Herzen von jeher Beruhigung, Mitgefühl und Rath finden ließ. Ihr letzter Brief war mir ein neuer Beweis Ihrer mütterlichen Gesinnung für mich. Wie milde, wie schonend und dringend zugleich forschen Sie in selbem nach der Ursache meines Kummers, der sich Ihnen so sichtlich in meinen Äußerungen

auszusprechen scheint! So lassen Sie mich denn auch dießmal mit meinem Anliegen zu Ihnen kommen, und versagen Sie mir Ihren Trost und Ihren Rath nicht! Es ist kein Unglück, das mich beugt, geliebte Tante; aber es ist eine dauernde Unannehmlichkeit, die mich drückt, und Sie wissen, es gehört mehr Philosophie dazu, eine fortwährende Unbequemlichkeit mit Anstand und Gelassenheit zu ertragen, als einmal einem wahren Unglück sich kräftig entgegen zu stemmen. Das ist's, wie in Wallenstein steht, das Alltägliche, das gestern war und morgen wiederkehrt; das Ermüdende, Unabsehbare, was uns allen Muth benimmt, indem es wie ein zehnmal überlegener Feind, so oft wir's auch besiegt zu haben vermeinen, immer wieder mit frischen Kräften dasteht, und uns auf's Neue in die Schranken ruft! Doch zur Sache!

Als die Anstellung meines Mannes mich plötzlich aus der vielbewegten glänzenden Residenz in diese unsere kleine Provinzstadt versetzte, erschrak ich zwar auch, und die Entfernung von *** kam mir als etwas sehr Unangenehmes vor. Indessen war der Gedanke, von Ihnen und von so manchen werthen Jugendgespielen zu scheiden, und wohl auch manchen Genuß entbehren zu müssen, den uns Geselligkeit und verfeinerter Geschmack

nur in der Hauptstadt bieten, im Grunde das Schlimmste, was mir bevorstand. Schlimm genug immer, wenn ich auf die Hoffnungen meiner, unter diesen Freunden aufgewachsenen Jugend zurücksah, aber nicht so schrecklich, als es mancher Hauptstädterin an meinem Platze geschienen haben würde! Das Bild der reizenden Gegend, in der unsere Stadt liegen sollte, und das man mir mit lebhaften, doch nicht übertriebenen Farben schilderte, die Aussicht, in einsamer Zurückgezogenheit ganz für meinen Erwin zu leben, und nur in ihm mein Glück zu finden, waren mir, die von jeher den ländlichen Freuden, wie dem häuslichen Stilleleben geneigt war, ein hinreichender Ersatz für jene Entbehrungen.

Doch, wozu erzähle ich Ihnen Alles das? Sie wissen ja selbst, mit welcher — kindischen Heiterkeit darf ich sagen, ich die Anstalten zu unserer Abreise betrieb, wie freundlich mir bei meiner Ankunft die Stadt in dem weiten, von waldigen Bergen umgränzten Thal, mit der alterthümlichen Brücke über den klaren, schönen Strom, erschien; wie ich mich des netten Hauses, mit dem geräumigen Garten voll der besten Obstsorten, erfreute, das meinem Manne zur Wohnung angewiesen war. Ich schrieb Ihnen damals Alles, und wiederhole es jetzt nur, um

Ihnen einen anschaulichen Begriff meiner Lage, und die Vorstellung deutlich zu machen, wie gerecht meine Klagen seyn müssen, da sie alle jene so sehr von mir gewürdigten Güter überwiegen.

Die ersten Monate meines Aufenthalts ging es recht leidlich. Die Geschäfte der neuen Einrichtung, die Befriedigungen der Neugier, um unsern Wohnort, seine Umgebungen, Bewohner u. s. w. kennen zu lernen, verschlossen meine Augen noch vor Manchem, was mir erst später kund wurde. Auch schienen die Menschen gutmüthig; sie kamen uns freundlich, ja dienstfertig entgegen, sie fanden sich bereitwillig (ich rede hier meist von den Frauen), mir mit Rath und That an die Hand zu gehen, Manche leisteten mir wirklich nicht unbedeutende Gefälligkeiten, welche ihre Zeit und ihre Mühe in Anspruch nahmen, kurz, ich war innig zufrieden mit meinen neuen Mitbürgerinnen, pries mich glücklich, unter so gute Menschen gerathen zu seyn, und übersah willig die Mängel an feinerem Ton oder höherer Lebensart, deren Abgang ich ihnen um ihrer menschlichen und häuslichen Tugenden willen zu gut hielt.

Nach und nach legte sich das Geräusch, die Geschäftigkeit; mein Hauswesen war geordnet, die Eintheilung der Stunden festgesetzt, und mein Lebenslauf fing an, sich recht angenehm zu ent-

wickeln. Mein stiller Sinn forderte nicht mehr. Allerliebste Spaziergänge in den wirklich reizenden Gegenden, der Umgang mit herzensguten Menschen, unter welchen sich einige recht practisch verständige Frauen und manche gelehrte Männer befanden, mein Erwin und mein nettes, zierliches Haus — was brauchte ich mehr, um mich vor Vielen glücklich zu schätzen!

Allmählig lernte ich auch das Innere der Familien näher kennen. Die Frauen besuchten mich fleißig. Wir setzten uns mit der Arbeit zusammen. Sie erzählten von ihrem Haushalt, von den Leiden und Freuden ihres stillbeschränkten Lebens, endlich von ihren Freundinnen und Nachbarinnen, wie es dieser mit ihrem Gesinde, jener mit ihrem Manne erginge; was jede für mancherlei Sorgen, Verdruß, und endlich auch was für Fehler, Eigenheiten, Eitelkeiten, Anmaßungen u. s. w. habe. Mich unterhielten diese Gespräche nicht sonderlich; denn mir standen die, welche sie betrafen, nicht nahe genug, um mich an jedem Detail ihrer Umstände zu interessiren. Da dachte ich denn an Ihren Spruch: les sots parlent des personnes, et les hommes d'esprit des choses; und wenn ich auch eben keine Ursache hatte, meine neuen Bekannten für albern zu halten, sprang es doch sehr in die Augen, daß

es ihnen an höherer Geistesbildung, an Sinn für bessere Unterhaltungen fehlte. Ich ergab mich daher in ihr Geschwätz, schwatzte mit, ließ mir erzählen, und erzählte wieder, was ich zu sehen und zu beobachten in den wenigen Monaten meines Hierseins Gelegenheit gehabt hatte. Ich dachte: nun du hier bist, mußt du schon mit den Wölfen heulen, und diese Nachrichten können dienen, dich die Menschen, mit denen zu leben deine Bestimmung ist, näher kennen, und dein Betragen gegen sie einrichten zu lernen. So glaubte ich aus einer, im Grunde etwas langweiligen Unterhaltung doch einigen Nutzen zu ziehen; aber ich gewahrte bald, daß dieser Eröffnungen immer mehr wurden, daß sie immer tiefer in die häuslichen Angelegenheiten, ja endlich in den Character und die Denkungsart der besprochenen Personen eingriffen. Ich erfuhr Dinge von Bekannten, die zu hören mir eben so unangenehm, als in dem Umkreis einer kleinen, von den Sitten der verderbten Residenz entfernten Provinzialstadt unerwartet war. Ich lernte nach und nach einsehen, daß hier Verderbtheit genug herrsche, um meinen schönen Traum von Einfachheit und bürgerlicher Unschuld entfliehen zu machen, und, was mir am unangenehmsten auffiel, war, daß ich meistens die nachtheiligsten Schilderungen aus dem Munde *solcher* Personen ver=

nahm, die dem Anschein nach mit den von ihnen bitter Getadelten in den besten freundschaftlichsten Verhältnissen lebten. Ich ward mißvergnügt, mißtrauisch, umsichtig, mein stiller Frieden war untergraben, und mit einer Art von Widerwillen wandte sich mein Gemüth von diesen Menschen hinweg, die ich nicht mehr weder recht achten, noch recht lieben konnte, und mit denen umzugehen ich doch gezwungen war.

Um diese Zeit traf es sich, daß der Befehl des Königs, den seine Reise in die Hauptstadt unserer Provinz geführt hatte, meinen Mann zu sich beschied. Erwin verließ mich mit der Aussicht, mich bald wieder zu sehen; ich schied, ohne eigentlich zu wissen, warum? mit sehr schwerem Herzen von ihm. Damals dachte ich noch nicht, daß eine Trennung, die auf vier bis fünf Wochen gemeint war, so viele Monate dauern, und jetzt noch nicht geendet seyn sollte! Mein ahnendes Herz hatte es vorempfunden. Mit Erwin entfernte sich mein schützender Engel. Ich hatte ihm bis jetzt alle meine kleinen Begegnisse, Erfahrungen und Bemerkungen mitgetheilt, er hatte mich vor allzu naher Vertraulichkeit mit den Frauen, die ich kaum kennen gelernt, gewarnt, und mich oft auf manche kleine Doppelzüngigkeit und Medi-

sance derselben aufmerksam gemacht. O daß ich ihm gefolgt hätte!

Es war wenige Tage nach seiner Abreise, als Rosalinde, eine der fleißigsten Besucherinnen unseres Hauses, bei mir eintrat, um zu sehen, sagte sie, wie es mir in meinem halben Witwenstande erginge. Auf ihrem Gesichte lag etwas Gespanntes, Ernstes, es schien, als habe sie mir etwas Unangenehmes zu berichten. Sie setzte sich zu mir, und bald, nachdem die ersten gewöhnlichen Redensarten gewechselt waren, rückte sie näher mit dem wahren Zwecke ihres Besuches, und vertraute mir unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit eine ganze Menge theils spöttischer, theils sehr anzüglicher Bemerkungen und Vermuthungen, welche man sich gestern Abends im Salon der Präsidentin über meines Mannes jähe Abberufung, über seine Dienstverhältnisse, unsere Lebensweise, und endlich über mich erlaubt hatte. Es waren mitunter sehr lieblose, ja ich mag sagen, abscheuliche Dinge, und sie waren mit wahren, wahrscheinlichen und erdichteten Umständen so geschickt verbunden und in ein so täuschendes Licht gestellt, daß mich ein Entsetzen vor dem Bilde unsrer selbst befiel, das Rosalinde mir in diesen Bemerkungen vorhielt, wie vor einer Karrikatur, in welcher doch noch eine frappante Ähnlichkeit zum Grunde

lag, und ich im Anfange ganz stumm blieb. Sie schien als meine Freundin empört über diese Verläumdungen, und ganz vom Gegentheil überzeugt; sie unterrichtete mich von ihren Bestrebungen, jene Behauptungen zu widerlegen, nannte mir ein paar meiner liebsten Bekannten als Diejenigen, welche sich den lautesten Spott über uns erlaubt hatten, und warnte mich besonders vor der jungen Wallau, der Präsidentin verheiratheten Tochter. Und gerade diese war es gewesen, welche durch höhere Bildung, ein feineres Betragen und eine zuvorkommende, aber nicht zudringliche Freundlichkeit gegen uns mich entschieden unter Allen am meisten angezogen hatte. Rosalinde hatte Zeit, alle ihre Stacheln auf mich loszuschießen; ich war eine Weile so erstaunt, so beschämt — so vernichtet, daß ich ihr wenig oder nichts antwortete. Diese ungerechten und unverschämten Urtheile über uns, die harmlos und rechtlich unter diesen Menschen gewandelt, Niemand beleidigt, ja, ich darf es sagen, den Meisten bedeutende Gefälligkeiten erzeigt hatten, empörten mein Gefühl aufs Tiefste. Ich brach in Thränen aus. Rosalinde versuchte es, mich zu trösten, indem sie mir, wie zur Schadloshaltung, von der Präsidentin, ihrer Tochter, und von Mehreren der Hiesigen theils lächerliche, theils skandalöse Geschichten zum Besten gab, welche nach ihrer Meinung

dazu dienen sollten, mir einen richtigen, aber geringschätzigen Begriff von den Menschen zu geben, die sich so hart und unedel gegen mich betragen hatten, die aber nur beitrugen, mich vollends zu verwirren, indem sie mir jeden Standpunkt, woraus ich meine Umgebungen zu beurtheilen gewohnt war, verrückten.

Als Rosalinde fort war, setzte ich mich mit ganz aufgereitztem Gemüthe hin, um meinem Erwin meine Leiden zu klagen, und ihn zu den Schritten aufzufordern, die seine beleidigte Ehre mir nöthig zu machen schien. Der Gedanke an seine reizbare Heftigkeit, an die wichtigen Geschäfte, die er jetzt vorhatte, und die Unmöglichkeit, in der ich ihn wußte, irgend etwas für seine eigenen Angelegenheiten zu thun, hielten mich ab, den Brief zu vollenden, und so verschwieg ich ihm lieber die Sache ganz.

Mein Verhältniß zu jenen Weibern war aber nun, wie Sie denken können, ganz zerstört, und empörend dünkte es mich, sie in der nächsten Gesellschaft, in welche ich ungern genug nach jenen Erfahrungen ging, mir mit der alten Zutraulichkeit nähern zu sehen. — Sie kamen mir Alle vor wie Schlangen, wie Masken, und ich — unter Larven die einzige menschliche Brust! Mein Betragen, obwohl in den Schranken der strengsten Höflichkeit, mochte ihnen doch einen Theil

des Unrechts, das sie gegen mich begangen hatten, zu verstehen gegeben haben; denn in ein Paar Tagen darauf hörte ich von einer andern Seite, daß sie sich sehr über meine auffallende Kälte und Zurückhaltung beklagt, und sich abermals Spöttereien über mich erlaubt hatten. Das war voraus zu sehen. Es kränkte mich nicht weiter. Ich hatte meine Partie gegen sie genommen; aber ich wünschte, daß sie es wissen möchten. So setzte ich denn jenes kaltförmliche Betragen fort, vermied, so viel es sich thun ließ, der Präsidentin, der Wallau und ein Paar Herren, die damals mit in ihren Spott eingestimmt hatten, zu begegnen, und lud sie, wie sichs versteht, nicht mehr ein, wenn ich kleine Gesellschaften zu mir bat. Nun war der Krieg erklärt, und nun — denken Sie die Abscheulichkeit! — nun trat Rosalinde, die all' das Feuer angezündet, auf jene Seite: nahm Partei für die Präsidentin und ihren Anhang, verlästerte mich auf's Unbarmherzigste, und schloß sich eben so fest gegen mich an jene, wie sie vorher auf meiner Seite gestanden hatte. Es ward mir nicht schwer, dieß Alles zu erfahren, sobald ich es wissen wollte; und daß ich es wissen wollte, war wohl natürlich. Die Kriegsräthin von S.., eine genaue Bekannte Rosalindens sowohl als der Präsidentin, empört durch dieß doppelzüngige Betragen, theilte mir auf einige leise

Anfragen von meiner Seite, gern und schnell Alles mit, was ich zu wissen verlangte, und ließ mich auch wohl die geheimen und nicht sehr lobenswerthen Fäden sehen, durch welche das Gewebe jener Freundschaft zusammenhing.

Aber auch die Kriegsräthin ist um nichts besser, wie die Übrigen alle. Ich weiß nun zuverlässig, daß sie zu gleicher Zeit bei der Präsidentin und bei Rosalinden aus- und eingeht, von Einer zur Andern Nachrichten trägt, und, wenn sie es bedarf, durch Schmähen auf ihre Freundinnen sich in Gunst zu setzen sucht.

An diesen Abscheulichkeiten war es nicht genug. Man verwickelte mich in noch häßlichere Verwirrungen. Die Kriegsräthin, ein böses und schlaues Weib, wußte mich so zu reizen, daß es zwischen mir und der Präsidentin, bei Gelegenheit einer Spielpartie, zu der man sie und mich setzen wollte, zu beißenden Reden, und endlich zu einer ziemlich unangenehmen Erklärung kam. Ich verließ die Gesellschaft. Am andern Morgen kamen alle meine sogenannten Freundinnen, eine nach der andern, und redeten mich völlig taub und wirblicht von all' den Gesprächen, welche über den gestrigen Vorfall heut' in der ganzen Stadt gehalten worden waren. Endlich kam ein sehr spitzes Billet von der Präsidentin, das ich eben so spitz beantwortete. — Und aus

allem Hin- und Herreden und Schreiben ging für die Hauptsache — für die Rechtfertigung unserer Unschuld und die Beschämung der Verläumderinnen — wenig oder nichts hervor; aber desto mehr Beweise von der niederträchtigen Klatschhaftigkeit, Zwischenträgerei und gemeinen Denkart aller dieser Weiber, von der Ersten bis zur Letzten, welche in dieser, wie in hundert andern Stadtgeschichten die wichtigsten Rollen spielen, sich überall eindrängen, in alle häuslichen Verhältnisse mischen, und mit der größten Unverschämtheit heut' denselben Personen, die sie gestern gegen Andere verläumdeten, von diesen Andern hinwieder Alles verderbliche Böse sagen. Mit Schrecken hörte ich bei dieser Gelegenheit, welche Reden man mir theils in den Mund gelegt, theils in böser Meinung absichtlich verdreht, was man mich sagen und schmähen hatte lassen, wovon ich durchaus kein Wort wußte. So verschlingt sich das Gewebe gemeiner Verläumdung und Niederträchtigkeit zu einem häßlichen Knoten, dessen Fäden überall, dessen Enden nirgends sind, den zu lösen keine Möglichkeit bleibt, und den nur Jener zerhauen kann, der es in seiner Macht hat, alle diese Furien und Hallendamen entweder zu strafen, oder sich ihren Berührungen vollkommen zu entziehen.

Dieses Beides ist nun in meiner Lage unaus-

führbar. Zur öffentlichen Beschämung und Abstrafung habe ich weder Recht noch Macht, und jeden Umgang mit ihnen zu vermeiden, bin ich auch nicht im Stande. So stehe ich zwischen ihnen mit meinem reichen Herzen, mit meiner reizbaren Empfindlichkeit, mit meiner Liebe zur Freude, mit meinen Ansprüchen auf feinere Bildung, und kann mich an Keine anschließen, denn ich muß sie Alle verachten, und wage es kaum, über etwas Anderes als Wind und Wetter zu reden, aus Furcht, daß sie meine Worte verdrehen, und aus dem Unschuldigsten die häßlichsten Mißdeutungen herausbringen. Rechnen Sie nun dazu, daß es hier nicht ist, wie in der Hauptstadt, daß wir kein gutes, ja nicht einmal ein stehendes Theater haben, daß keine Wahl der Kotterien Statt findet — es gibt nur Eine, den wenigen Adel und die höhern Staatsbeamten — daß dem, der mit dieser nicht gut steht, gar kein Umgang bleibt, und endlich, daß Erwin abwesend ist, dessen Entfernung mir Zerstreuung außer dem Hause zum wahren Bedürfniß macht. Er weiß auch nichts von all' den Kränkungen und Qualen, die ich seitdem erfahren, und ich hüthe mich wohl, es ihn auch nur ahnen zu lassen, wie unedel und lieblos man mit seiner Lydie hier umgeht, indeß er bemüht ist, bei dem Monarchen das Beste der Provinz und Stadt auf's Eifrigste zu besorgen.

Das Ärgerlichste für mich ist aber noch, daß während ich unmuthig in meinem Zimmer allein sitze, oder mit meiner Kammerjungfer spazieren gehe, und in Gesellschaften jedes Spiel annehme (so viel Langeweile mir auch die Karten machen), nur um nicht ganz eine stumme Rolle zu spielen, und den gefürchteten Gesprächen schicklich auszuweichen — ich jene Weiber, welche sonst immer wie Hunde und Katzen unter einander leben, sich gegenseitig verläumden, bespötteln, und alle Augenblicke zanken, doch gleich darauf wieder als die besten Freundinnen sehe, die sich mit Liebe und Auszeichnung behandeln, und sich — ich weiß das gewiß — nicht unbedeutende Freundschaftsdienste leisten, ja manches kleine Opfer zu bringen im Stande sind. Diese klatschenden Gevatterinnen können gutmüthig seyn, Wohlthaten üben, arme Kranke besuchen, und Spuren eines tiefern Gefühls zeigen, als ich bei diesen niedrigen Seelen nie vermuthet, nie geglaubt hätte, wenn ich mich nicht selbst davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt hätte.

Das macht mich nun vollends verwirrt. Ich möchte diese Menschen so gern verachten, und ich kann es nicht ganz; ich möchte sie fliehen, und kann sie in meiner Lage nicht vermeiden. Wie lange ich hier noch einsam werde leben müssen, ist auch ungewiß; kurz — ich weiß mir nicht zu rathen. Ich

bin sehr verstimmt, mit meinen Umgebungen, mit mir selbst unzufrieden, am unzufriedensten mit Erwin's Geschäften, die ihn so lange fern von mir halten; und in dieser trüben Stimmung weiß ich keinen bessern Rath, als in Ihre mütterlichen Arme zu flüchten, und Sie zu fragen, ob Sie mir gar nichts zu sagen wissen, was mir irgend eine Abhülfe oder einen Ausweg zeigen könnte, um mich, wenn auch nur zum Theil, von den drückenden Unannehmlichkeiten meiner Lage zu befreien.

2.

Antwort der Tante an ihre Nichte Lydie von R**.

Deine Briefe, meine liebe Nichte, sind mir zwar stets sehr angenehme Boten, die mich Deiner fortwährenden Liebe versichern; dieser letzte aber war mir eine gar erwünschte Erscheinung, indem er vielen geheimen Sorgen und bangen Gedanken, die seit mehreren Wochen, durch den Ton Deiner vorigen Briefe veranlaßt, in meiner Brust auf- und abwogten, ein willkommenes Ende machte. Glaubst Du denn, mein Kind, daß es Dir möglich sei, so wie im Leben über Deine Mienen, so wie im Schreiben über Deine Stimmung Herr zu werden? Keines von Beiden, liebe Lydie! und Deine Freunde werden jederzeit auf der Stelle errathen, wie es mit

Deinem Herzen steht. Aus Deinen Briefen sprach seit einiger Zeit so viel Mißmuth, so viel — Bitterkeit, daß trotz des großen Antheils, den ich der Abwesenheit Deines Mannes an Deiner trüben Stimmung zuschreiben konnte, diese doch zu düster, zu — übellaunig schien, um sich blos durch Sehnsucht erklären zu lassen. Auch Dein Erwin hat es gefühlt; er, der zärtlich Besorgte, hat ungeachtet seiner vielen Geschäfte schon zweimal lange Briefe geschrieben, und mir seine Furcht, was Du denn für Kummer haben, und was während seiner Abwesenheit bei Dir vorgegangen seyn müsse, mit eben so viel Liebe zu Dir, als kindlichem Zutrauen zu mir an's Herz gelegt. Auch ihm fiel der Ton in Deinen Briefen an ihn auf, den er aus keinem ihm bekannten Ereigniß zu erklären wußte, und sein Gemüth wandte sich mit Sohneszuversicht an mich, um von mir Aufschluß zu bekommen.

Nachdem ich nun Deinen Brief gelesen, muß ich freilich billigen, daß Dein richtiges Gefühl Dich davon abhielt, Deinen Mann mit all' den armseligen Klatschereien und Verläumdungen bekannt zu machen, welche Deine letzten Tage trübten. Solche Dinge gehören nicht vor männliche Ohren, am allerwenigsten vor die eines mit wichtigen Geschäften überhäuften und im Punkte der Ehre so äußerst reizbaren Mannes, wie Dein Erwin. Aber warum

hast Du die gleiche Zurückhaltung gegen mich beobachtet? Als mütterliche Freundin und als Frau konntest Du mir vertrauen, was ganz eigentlich vor ein solches Tribunal gehört. Du hättest Dir, wenn Du gleich im Anfange offen gewesen wärest, vielleicht manchen Verdruß erspart; denn ich würde den schlüpfrigen Weg, auf dem Du wandeltest, erkannt und Dich gewarnt haben. Soll ich Dir aber aufrichtig gestehen, woher ich Deine Zurückhaltung entstanden glaube? Werde mir nicht böse, mein Kind, wenn die Vermuthung Dich ein Bißchen kränkt! Du bist ja zu mir, als Deiner Vertrauten, als dem Arzte, der den geschehenen Schaden heilen soll, geflüchtet: nun zürne ihm nicht, wenn die Arznei, die er geben muß, im Anfange bitter schmeckt! Meine Lydie hat mir Manches verschwiegen, weil ein geheimes Gefühl ihr sagte, daß sie gleich von vorn herein nicht ganz recht gehandelt habe. Ist es nicht so, mein Kind?

Du schreibst am Schlusse Deines Briefes, Du seiest unzufrieden mit Deiner Lage, unzufrieden mit Dir selbst, am unzufriedensten mit Erwin's Abwesenheit, der, wie Du in einer frühern Stelle Dich ausdrückst, Dein schützender Engel gewesen. Sieh hier, mein Kind, die leise und zu wenig beachtete Stimme Deines Gewissens, das sich mitten im Tumult widriger Empfindungen vernehmbar hö-

ren läßt! Dein feines Gefühl, Dein richtiger Verstand ließen Dich ahnen, daß Du gefehlt, daß Du den unrechten Weg eingeschlagen habest, und Du erinnerst Dich mit Reue daran, daß Dein guter, kluger Gemahl Dich oft vor einer Thorheit gewarnt, in welche Du nun, während seiner Abwesenheit, verfallen warst!

Dein erster Fehler, aus welchem die übrigen entsprangen, war, daß Du gleich vom Anfang Deines Umgangs mit den Frauen Deines Städtchens, diese nicht für das, was sie sind, erkanntest, Dich in ihre Gespräche einließest, wohl selbst in diesen Ton einstimmtest, Bemerkungen mittheiltest, und, so wie Du sagst, mit den Wölfen heultest. Dieß, mein Kind, war durchaus nicht nothwendig. Du konntest freundlich und nachbarlich mit diesen Frauen umgehen, ohne Dich ihnen gleich zu stellen, ohne die Hoffnung in ihnen zu erregen, daß sie Dich als Eine ihres Gleichen behandeln könnten.

Die Strafe folgte bald. Kaum hatte Dein Erwin sich entfernt, — bemerke, wie gut der Zeitpunkt gewählt war! — so rückten sie mit ihren Maschinen näher an Dich, und eröffneten förmlich den Kampf. Du wurdest von einer gegen Dich gerichteten Verläumdung in Kenntniß gesetzt, es wurden Personen, wie Frau von Wellau, vor Dir angeklagt, die Du eines so niedrigen Betragens nie für

fähig gehalten hättest, Dein gereiztes Gefühl lief mit Deiner Überlegung davon; Du beachtetest weder die Denkart derjenigen, welche Dir erzählte, noch deren, von welchen sie erzählte, urtheiltest nicht allein voreilig, sondern ließest Dich so überwältigen, daß Du der unwürdigen Zwischenträgerin, die Dir Mißtrauen hätte einflößen sollen, die ganze Fülle Deiner Empfindlichkeit zeigtest.

Kam denn, geliebte Lydie, auch kein Gedanke, kein Schatten des Argwohns in Dein Herz gegen eine Person, die im Stande war, ihre alten Freundinnen, mit denen sie seit Jahren, vielleicht seit ihrer Jugend vertrauten Umgang gepflogen, an Dich, die Fremde, neu Angekommene zu verrathen? Flößte Dir diese sehr natürliche Bemerkung kein Mißtrauen in ihre Behauptungen ein? Oder konntest Du Dich wirklich überreden, Du wärest ihr lieber als jene, weil — Du mehr werth seist? Ich kann mich von diesem Letzten sehr leicht überzeugen lassen, denn ich liebe und achte Dich; aber ich wage es doch nicht, über jene Menschen abzusprechen, die ich nicht kenne. Und doch glaubte meine Lydie so schnell!

Und sie glaubte nicht blos, sie handelte auch. Sie zog sich ohne weitere Prüfung von jenen bei ihr verschwärzten Personen zurück, erregte dadurch ihr Mißfallen, und ein Aufsehen, welches in einem

kleinen Orte noch sorgfältiger vermieden werden muß, als in einer großen Stadt, wo bald eine zweite Neuigkeit die erste verdrängt, und was in einem Winkel der Residenz geschieht, kaum zur Kenntniß der nächsten Nachbarschaft gelangt. Durch dieß Betragen fanden sich jene nun erst gereizt und berechtigt, das Schwache und Nachtheilige von Dir zu denken, was jene Klätscherin ihnen vielleicht in den Mund gelegt, vielleicht aus absichtlich mißverstandenen Äußerungen zusammengesetzt hatte. Endlich gingst Du gar so weit, eine von den ersten Frauen der Stadt öffentlich zu kränken, und Dich bei einer zweiten Zwischenträgerin zu Nachforschungen und Erkundigungen herabzulassen. O, meine Lydie! Du hattest die Waffen aus der Hand gegeben, indem Du wurdest, wie Eine von ihnen. Und was hast Du mit allen diesen Bestrebungen gewonnen? Nichts, wie Du selbst gestehen mußt, nichts für Deine Rechtfertigung, nichts für die Beschämung der Verläumderinnen; aber wohl unendlich viel verloren an dem würdigen Standpunkte, auf welchem Du zuerst über ihnen standest, und vielleicht an der guten Meinung, welche die Besseren von Dir hatten.

Mein liebes Kind! Du bist nicht gewohnt, mit solchen Menschen umzugehen, und daher entsprangen die meisten Fehler, welche Du Dir in Deinem

Betragen gegen sie zu schulden kommen ließest. Dieß ist auch der Gesichtspunkt, von welchem aus betrachtet sich viele Entschuldigungen dafür finden lassen, und Dir mein herzlichstes Mitleid nicht fehlt. Du fühlst Dich einmal unglücklich, und wie irrig auch Deine Ansicht seyn möge, so leidest Du für den Augenblick dadurch. Daher drängt mich meine Liebe zu Dir, Dir zu sagen, was ich glaube, das Dich trösten und Dir Deine verscherzte Zufriedenheit wiedergeben kann.

Liebe Lydie! Du bist in Deiner Ältern Haus, und nachher bei mir wie eine wohlgepflegte Gartenblume in reiner Luft erzogen, und vor allen Berührungen giftiger Insekten, häßlicher Raupen oder sengenden Mehlthaues bewahrt worden. Keine Gemeinheit, keine Rohheit nahte sich unserm Kreise; schon darum nicht, weil sie durchaus bei uns keinen Anklang zu finden hoffen durfte. Du sahst und hörtest nur das Rechte, Gute und Anständige, und wenn auch die Fehler und Schwächen Deiner Angehörigen und Bekannten, wie Du älter wurdest, Deinem geschärfteren Blick nicht entgingen, so war doch nichts darunter, was Deinem Gefühl für das Schöne und Gute geradezu verletzend seyn konnte. So kam manche dunklere, manche schmutzige Seite des Lebens gar nicht zu Deiner Kenntniß, und Du hieltest alle Menschen, wenn auch an Character und

Geistesgaben verschieden, doch für ziemlich gleich an Sitten und Denkart. Nun hat der Zufall Dich aus dem schützenden Gehege hinaus unter gemeines Gras und — Nesseln verpflanzt. Das ahnetest Du nicht, trautest ihnen das Niedrige, das Dir fremd war, nicht zu, ließest sie in Dein Inneres blicken, Dich von Deiner Übereilung, Deiner Empfindlichkeit an sie verrathen, sie zogen Dich in ihren Kreis, behandelten Dich also, und nun fühltest Du auf Einmal die fremdartigen, feindseligen Gewalten auf Dich eindringen, tratest mit eben der übel angebrachten Heftigkeit zurück, verdammtest schonungslos, was Du nicht begriffest, und glaubtest Dich in einer Wüste unter reißenden Thieren allein.

Auch diese Vorstellung, mein liebes Kind, ist unrichtig. Die Frauen Deines Städtchens sind nichts Außerordentliches. Sie tragen das ganze eigentliche Gepräge der Mehrzahl der Menschen auf dieser Welt — ein Gemisch von Gut und Übel, schlecht geleitetem Verstande, unaufgehellten Begriffen, und einem vernachläßigten Gefühlsvermögen. Du selbst erkennst, unwillig genug, manches unläugbare Gute an ihnen, die Du, um mit Dir selbst ins Reine zu kommen, lieber zu Furien stempeln möchtest; und diese Erkenntniß ist es, was Dich vollends verwirrt macht. Solche Wesen gibt es überall, und auch hier in der Residenz genug; nur

wurden sie Dir eben nicht bekannt. In diesen Gemüthern regt sich, wie in jeder Menschenbrust, ein Trieb nach Thätigkeit, nach Beschäftigung; sie möchten wirken, schaffen, außer sich etwas gestalten, Einfluß auf Andere haben, mit Einem Worte, in Wirksamkeit und Kraftäußerung das angenehmste Gefühl eigener Bedeutsamkeit schmecken. Ist dieser — allen Menschen eingepflanzte Trieb wohl ein Anderer als der den Maler an die Staffelei, den Gelehrten ans Schreibepult, den Helden auf's Schlachtfeld, jeden gesunden, ordentlichen Menschen zur Arbeit, zum Genusse des Wohlerworbenen ruft?

Hätten diese Frauen eine Erziehung erhalten, wie Du und Deine Gespielen; hätte man ihren Verstand aufgeklärt und ihr Gefühl geleitet: so würden sie diesen Thätigkeitstrieb auf würdige Gegenstände gewendet haben, sie würden ihre Ehre in Erfüllung ihrer Pflicht, ihre Freude in der Beglückung ihrer Angehörigen, und genug zu thun finden, um diesen Begriffen in ihrer vollen Umfassung ein Genüge zu leisten. Bliebe aber Einer oder der Andere, welche durch größeres Vermögen, Kinderlosigkeit, oder andere Verhältnisse manches Geschäftes überhoben wären, noch einige freie Zeit, so würden sie wissen, diese mit Ausübung angenehmer Talente, Lectüre u. s. w. nützlich und genügend auszufüllen. So gut ward es Deinen Nachbarinnen

nicht. Daher werfen sie sich aus Langeweile und mißleitetem Wunsch, etwas zu gelten, auf Tand und Armseligkeiten, sei es nun Putz- und Eroberungssucht, Zerstreuungen, Hin- und Herlaufen, Neuigkeiten sammeln, Klatschereien anzetteln 2c., wie immer Umstände oder Neigungen Jeder ein eigenes Spielzeug anbieten. In dieser Gesinnung statten sie Besuch auf Besuch ab, erkundigen sich nach Allem, forschen nach jedem häuslichen Vorfall, am liebsten nach jedem Geheimniß, und suchen auf solche Art die Leerheit ihres Geistes und seinen natürlichen Trieb nach Beschäftigung, da sie nichts von Innen dazu thun können, mit Äußerlichkeiten zu befriedigen. Aber sie bleiben nicht dabei stehen, zu fragen und zu vernehmen; sie wollen auch selbstthätig seyn, sie wollen den Ruhm genießen, jede Neuigkeit zuerst zu wissen und zu verbreiten; sie schmücken, um ihre Erzählung anziehender zu machen, den oft dürftigen Stoff mit pikanten Zusätzen von ihrer Erfindung aus, ergötzen sich an der Wirkung, die ihre Erzählung auf die Zuhörer macht, und da es des Schlimmen immer mehr gibt, als des Guten, da die Fehler der Nebenmenschen und Abweichungen von der Regel greller ins Auge fallen, als ein ordnungsmäßiges Betragen, so sind es denn eigentlich auch die Gebrechen des Nächsten,

was am meisten beredet, aufgefaßt, und zum Gegenstand lebhafter Unterhaltungen genommen wird.

Es würde diesen leeren, nach Beschäftigung haschenden Geistern ein großer Theil, wo nicht der ganze Zweck ihres Strebens, vereitelt werden, wenn sie keine empfänglichen Zuhörer fänden, wenn Niemand Wohlgefallen an ihren Erzählungen bewiese, wenn man vor Allem nicht weiter fragte, und ihnen nicht wieder ein anderes Geschichtchen zum Besten gäbe. Hiermit würde der Klatscherei und Verläumdungssucht eine Hauptwurzel, aus welcher sie immer neu wuchernd hervortreibt, abgeschnitten werden. Die zweite und wichtigere Vereitelung aller dieser kleinlichen Plane und Absichten wäre es, wenn man sie ohne allen Erfolg spurlos von sich abglitschen, und diesen vielerzählenden Frauen nie den Triumph ließe, eine Wirkung auf unser Gemüth hervorgebracht, und uns wohl gar zu übereilten Schritten veranlaßt zu haben, die denn nur dazu dienen, die Fäden des Knäuels noch mehr zu verwirren, ihren gemeinen Bestrebungen ein neues Feld zu öffnen, und sie erst recht in ihrem sumpfigen Elemente herumwühlen zu lassen. Das haben sie bei Dir erreicht, und Du hast es schwer gebüßt.

Übrigens darfst Du Dich eben so wenig, wie über die Züge von Freundlichkeit, Güte und

Dienstfertigkeit, auch darüber wundern, daß solche Weiber es vermögen, mit denselben Personen, denen sie erst allerlei Böses nachgesagt, ja, mit denen sie wohl gar zu bittern Erklärungen gekommen sind, wieder Freundschaft zu schließen. Was haben auch solche Menschen für Begriffe von Freundschaft! Sie müssen nicht beurtheilt werden, wie wir uns beurtheilen, meine Lydie! Ihr Gefühl ist entweder nicht erwacht, oder abgestumpft, sie stellen keine hohen Forderungen an ihre Freunde, sie bedürfen nichts, als bereitwillige Freundlichkeit und aufmerksame Ohren; finden sie diese, so sind alle ihre Ansprüche befriedigt, und das findet sich bald. Sie plagt keine Verletzung ihres Zartgefühls, denn sie haben keines; sie scheucht kein Anschein der Gemeinheit von ihren Bekannten zurück, denn sie sind selbst gemein; sie nehmen sich einander wenig übel, und sind weit entfernt, eine Kränkung ihrer Würde darin zu finden, wenn sie mit Jenen wieder Freundschaft schließen, die sie früher auf pöbelhafte Art beleidigt haben. Darum sind sie im Stande, sich heute zu zanken und morgen zu lieben, jetzt zu verlästern, und in wenigen Tagen den Verlästerten Gefälligkeiten zu erweisen. Das Alles geht spurlos über diese Seelen hin, und was Dich auf mehrere Tage unglück=

lich machte, haben sie in der nächsten Stunde vergessen.

Sieh', mein Kind, so erscheinen mir diese Frauen, und darum kann ich Deine Lage, wie drückend Du sie jetzt auch fühlst, für nicht so böse halten, als sie Deinem gereizten Gefühle vorkommt; ja, ich glaube, daß, wenn Du meine Ansichten prüfen, beherzigen, und Dein Betragen darnach einrichten wolltest, Deine Existenz recht leidlich seyn würde. Fürchte nicht, daß Du es mit ihnen verscherzt habest! Sie werden Deine freundliche Annäherung willig aufnehmen, Dir gern entgegen kommen, und ich bin überzeugt, Du befindest Dich, noch ehe Dein Erwin zurückkommt, auf einem Fuß mit ihnen, der Dir manche Annehmlichkeiten gewähren, Deine Würde sichern, Dir allgemeine Achtung und Liebe erwerben, und Dir die Freude des vertrauten Umgangs mit den wenigen Geprüften erlauben wird, indeß Du die Übrigen in gehöriger Entfernung halten, und mit Allen in Ruhe leben kannst. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, und ich will mich sehr freuen, wenn mein Rath etwas beitragen kann, Dir, geliebte Nichte, das Leben angenehmer zu machen.

III.

Über Musik.

I.

Aurelie an Cölestinen.

Sie sind auf dem Lande, liebe Freundin, und weit entfernt von unsern kleinen Abendzirkeln, in denen Ihr Gespräch, Ihre immergleiche Heiterkeit, und vor Allem Ihr musikalisches Talent recht oft und schmerzlich vermißt wird. Wie mancher Abend verfloß angenehmer, wenn wir Sie bitten konnten, uns etwas zu spielen, oder zu singen, und Ihre anspruchslose Gefälligkeit gern, was sie vermochte, zu dem allgemeinen Vergnügen beitrug. Das ist nun Alles vorbei, und jeder Abend, der uns tonlos und einförmig vergeht, ruft mir Ihr liebes Bild zurück. Aber es ist nicht blos um der Freuden willen, die Ihre Kunst uns schuf — wir vermissen Sie auch sonst noch vielfältig, und besonders hätte ich Sie vor ein Paar Tagen zu uns gewünscht, wo — durch die neuesten Vor-

fälle auf der Opernbühne veranlaßt — sich ein langer Streit über Musik überhaupt, und über den Vorzug der Deutschen oder Italienischen, über Rossini, Mozart und Weber u. s. w. mit all der unduldsamen Heftigkeit erhoben hatte, welche leider seit einiger Zeit sowohl in der Musik, als auch in andern Gegenständen der Kunst und Literatur jedes billige und richtige Urtheil, und ich fürchte, auch den wahren Sinn für Kunst und höhere Bildung unter den lauten Äußerungen des Parteigeistes erstickt.

Sie kennen diese Art von Streitigkeiten, wo man, um Gehör zu finden, die eine oder andere Partie mit Wuth und Übertreibung ergreifen muß, und Diejenigen, welche gern in der Mitte stehen, das Gute, wo es sich zeigt, anerkennen, und sich darüber freuen möchten, gleich den Neutralen bei bürgerlichen Unruhen von beiden Theilen in die Enge getrieben werden. Dieser große Eifer, diese Unduldsamkeit ist aber gewiß nichts Natürliches, und eben so wenig wahre Liebe zur Kunst, denn diese sucht die Sache, nicht die Form oder Person. Ihr ist jedes musikalische Kunstwerk um sein selbst willen lieb, mag es dieß= oder jenseits der Alpen erzeugt worden seyn, und sie läßt sich eben so gern von Harmonien ergreifen, als von Melodien bezaubern.

Haben nicht unsere Landsleute sich vor zwei Jahren, bei der ersten Erscheinung der neuen Italienischen Oper ein Bißchen verrückt betragen? Schien es nicht, als hätten wir in Wien nie etwas Ähnliches, ja kaum Italienische Musik überhaupt gehört? als hätte man vergessen, welche Opern und in welcher Vollkommenheit wir zur Zeit des Kaiser Joseph gehabt, welche doch wohl die Hälfte der noch lebenden Menschen gehört haben; als wären die Erinnerungen an Crescentini, Velluti, Brizzi, die beiden Sessi's u. s. w. und später noch an die Münchner Truppe in den Abgrund der Vergessenheit gesunken? Und doch war bei dieser letzten eine Kehle, deren tiefergreifender Klang in seinen Wirkungen nur mit den Tönen der Harmonika verglichen werden konnte, und wirklich etwas Unerklärbares hatte.

Immerhin mag der Grund, den die hitzigen Verehrer der neuesten Italienischen Oper vorbringen, einige Gültigkeit haben, daß nähmlich früher nie so viele und so vorzügliche Künstler und Künstlerinnen bei einer Oper zusammen gewirkt, als jetzt. Es ist allerdings Etwas, aber nicht genug, um die Wuth und Intoleranz zu rechtfertigen, mit welcher diese Partei vor zwei Jahren das Schauspielhaus bestürmte, in Gesellschaften ihre Ansichten verfocht, und gegen Jeden, der

sich nur eine kühlere Anerkennung oder einen leisen Tadel erlaubte, unerbittlich loszog. Es war nichts als erkünstelter Enthusiasmus, gemachte Parteisucht. Man hatte sich vorgenommen, die Oper als das Höchste und Erste zu vertheidigen, und that es auch. Vielen Theil mochte bei manchen Personen aus der großen Welt auch jene Übersättigung und Abstumpfung Schuld tragen, die dann mit desto größerer Heftigkeit sich auf jeden neuen Gegenstand wirft, der ihrer inneren Öde einige Ausfüllung, ihren vielen leeren Stunden Beschäftigung verspricht.

Das Schicksal, welches die Oper im darauf folgenden Frühjahre hatte, wie sie das zweite Mal hier war, rechtfertigte, wie ich glaube, diese Ansicht vollkommen. Obwohl die Italienische Oper dießmal noch vorzüglichere Mitglieder zählte, obwohl wir Rossini's Meisterwerke im ernsten und komischen Style, seinen Otello und Barbiere di Sevilla hörten, fand die Oper wohl noch eifrige Verehrer und eine zahllose Menge unparteiischer Liebhaber, aber jene Übertreibungen hörten auf, die Sache wurde nach ihrem wahren Werth, sehr hoch, aber nicht zu hoch geschätzt.

Eben so ungerecht und, weil sie der kleinere Theil des Publikums, die so zu sagen gedrückte Kirche waren, noch eifriger benahmen sich die

Anhänger der Deutschen Musik. Immer und wohl absichtlich schienen sie den Geschmack für Italienische Musik mit der Freude an der vorzüglichen Ausführung derselben vermengen zu wollen, und konnten es uns Laien nicht vergeben, wenn wir lieber Italienische Musik von den schönsten Stimmen der Welt und mit ausgezeichneter Kunst vorgetragen, als die Meisterwerke unserer vaterländischen Compositoren durch (mit wenigen Ausnahmen) theils ungeübte, theils veraltete Stimmen darstellen hören wollten *), wo man beständig bei der ungenügenden Gegenwart an eine bessere Vergangenheit, an Madame Milder, Fischer, an Wild und Andere schmerzlich denken mußte. Noch tadelnswerther schien ihnen Derjenige, dem auch nur Etwas von Rossini gefiel, und sie bemühten sich, mit unverhältnißmäßigem Beifall die Leistungen der deutschen Truppe als etwas Außerordentliches geltend zu machen, und sie so zu einiger Rivalität mit den Italienern hinaufsteigern zu wollen. Dieser Kampf der Deutschen und Italienischen Musik wiederholte sich nun in den Journalen und Recensionen, und ging sogar in das gesellschaftliche Leben über, wo er oft den zwanglosen

---

*) Man vergesse nicht, daß dieser Brief 1824 geschrieben, wo keine Lutzer, kein Staudigl u. s. w. hier waren.

Äußerungen gegenseitiger Meinung auf eine unangenehme Weise Gewalt anthat, und so entstand auch jener Streit, von dem ich Ihnen gemeldet. Ich nahm wenig Theil daran, ich finde es überhaupt gerathen, in gemischten Gesellschaften meine Meinung über Nichts laut und bestimmt auszusprechen, und da ein Paar Herren zugegen waren, welche als tiefe Musikkenner jeder seine Ansicht mit Sachkenntniß und Scharfsinn vertheidigte, so fing dieser Streit an, meine Aufmerksamkeit zu reizen. Ich setzte mich mit meiner Handarbeit etwas näher zu demjenigen der beiden Coriphäen, der meine vaterländische Musik, im Gegensatz mit der Italienischen, erhob, und ich kann sagen, daß ich Ansichten aufstellen, Gründe darlegen, und Tiefen der Kenntniß sowohl als Beurtheilung entwickeln hörte, welche mir gleichsam einen neuen Gesichtskreis eröffneten. Auch der Vertheidiger der Italienischen Musik blieb nicht weit hinter seinem Gegner zurück; mich ergetzte dieser gelehrte Kampf, der aber am Schlusse so ausfiel, wie die meisten seiner Art. Jeder Theil blieb bei seiner Meinung, und Jeder konnte sagen wie Göthe's Egmont in der Scene mit Alba: „Die Luft hab' ich erschüttert, aber sonst nichts gewonnen."

Ich aber glaubte durch die Anhörung dieser zum Theil wirklich gelehrten Erörterung gewonnen

zu haben. Mich beschäftigten die Gedanken, welche sie in mir aufgeregt hatten, noch lange. Vieles, was ich schon früher über die Musik, ihre Wirkungen auf das menschliche Gemüth und auf den eigenthümlichen Character ihrer Jünger und Priester gedacht hatte, wachte wieder in mir auf, und da ich weiß, daß diese Kunst bei Ihnen in hohem Werthe steht, da Sie sie selbst mit Glück üben, so trage ich Ihnen einige Fragen vor, die sich mir als sonderbar und unerklärlich darstellen. Wir sind ja jetzt getrennt, und Briefe bleiben meine einzige Entschädigung für die Freuden Ihres persönlichen Umgangs; darum segne ich dießmal, wie so oft, die Erfindung der Schreibekunst, und sage mit Pope:

Heav'n first taught lettres for some wretcheds aid
Some bannish'd lover or some captive maid.

Kömmt dann Ihre Antwort, so soll sie mir Sie und jene schönen Stunden vergegenwärtigen, wo ein lebendiger Wechseltausch der Gedanken und Empfindungen unsere Seelen vollgenügend beschäftigte und den Stunden Flügel lieh. Hören Sie mich also an, und sagen Sie mir dann Ihre Meinung.

Zuerst also: Warum erfreut sich die Musik im Allgemeinen so großer Wirkungen? Wenn un=

ser Publikum den Werth guter Schauspiele nach Verdienst anerkennt, so ist doch Keines, welches sich so häufiger, schnell aufeinander folgender Darstellungen und eines so anhaltenden Beifalls erfreuen könnte, als wir von jeher Opern und andere musikalische Compositionen genießen sahen. Wer erinnert sich nicht des allgemeinen Enthusiasmus, welchen Haydns Schöpfung in Wien und vielleicht in halb Europa erregte? Noch jetzt denke ich mit Vergnügen jenes Abends, an welchem wir dieß Meisterwerk zuerst hörten, und freue mich der dankbaren Anerkennung meiner Landsleute und ihres regen Sinnes für das wahrhaft Große und Schöne, welches jene Musik enthält. Die Zauberflöte, Don Juan, Iphigenia, Axur, der Freischütze, die Vestalin, Tancred und viele Andere, die zu nennen überflüßig wäre, haben in kurzer Zeit 50—80 und mehr Vorstellungen nach einander erlebt. Das Publikum ward nicht müde, sie zu hören. Bald gingen die beliebtesten faßlichsten Melodien auf das Volk über; Harfenisten und Drehorgeln wiederholten sie oft bis zum Übermaß; dennoch, so oft wir auch den Vogelfänger, den Jägerchor, die tanti palpiti gehört haben, so erfreuen wir uns ihrer dennoch wieder, so oft sie uns nur halbweg leidlich vorgetragen werden.

Bedenken Sie überdieß die unbegreifliche Ge-

walt, welche gewisse Melodien, z. B. der Kuhreigen, über das Innerste des Menschen üben; den Enthusiasmus, welchen ein begeisternder Marsch bei der Menge erweckt; die Erfahrung, daß das Anhören und Befolgen der militärischen Musik den Gang der Truppe erleichtert, weßwegen wir auch bei den rohesten Völkern und seit den ersten Erinnerungen der Geschichte, Musikbegleitung bei allen Heeren und Kriegsoperationen finden. Erinnern Sie sich an die Beispiele von Trost, Erhebung, Rührung oder Entflammung durch Musik, welche uns die Geschichte und Erfahrung aufzählt, und sagen Sie mir, welche andere Kunst sich solcher Wirkungen rühmen kann, und ob man nicht, wenn man dieß im Auge hat, befugt seyn sollte, der Musik den Vorrang vor allen schönen Künsten einzuräumen, und ihr vor allen die Gewalt zuzuschreiben, den Menschen aus seinem wilden Zustand zu reißen, und seine Sitten zu schmeidigen? Etwas Ähnliches finden wir ohnedieß in der Fabel angezeigt, wenn Orpheus durch die Gewalt der Musik Thiere und Felsen zu sich zu locken versteht, und Amphion beim Klange seiner Leier die Mauern Thebens erbaut.

Und doch wieder zeigt anderer Seits die Beobachtung, daß ein Theil jener Menschen, die am empfänglichsten für Musik und ihre Wirkungen

sind, gerade nicht zu den feingebildetsten und geistigsten gehören. Die Wirkung der Töne scheint vielmehr näher mit der Sinnlichkeit verwandt; es trifft bei weitem bei der Musik nicht ein, was von den übrigen Künsten gilt, daß sie den Menschen im Ganzen erheben und veredeln. Wir finden unter sehr rohen, gemeinen Seelen große Liebhaber der Musik, wir sehen Harmonie und Töne oft wunderbar auf dieselben wirken, dahingegen die bildenden und sprechenden Künste schon immer, um sie zu würdigen und sich ihrer zu freuen, einen gewissen Grad von Bildung und Empfänglichkeit für geistige Eindrücke voraussetzen. Ja, was noch erstaunenswürdiger ist, selbst die Priester dieser Kunst, so manche ungeheure musikalische Genie's, waren in ihrem Leben und Betragen alltägliche, unwissende, und nicht selten beinahe rohe Menschen. Auch ist die Musik diejenige von allen schönen Künsten, welche die wenigsten Vorstudien, fast gar keine Nebenkenntnisse, und selbst nur einer mittelmäßigen technischen Fertigkeit in der Ausübung bedarf, da man sehr häufig findet, daß große Compositoren kaum so viel spielen können, um ihre Arbeiten hörbar vorzutragen. Beethoven, Mozart und vielleicht Einige, die mir nicht bekannt geworden, und welche mit überwiegendem Genie für die Composition auch einen meisterlichen

Vortrag auf dem Pianoforte verbanden, sind Ausnahmen, so wie es im Gegentheil eine große Zahl mit ungeheurer Fertigkeit ausübender Künstler gibt, die kaum in die ersten Vorhallen des Tempels der Polyhymnia gedrungen sind, und nichts vermögen, als Oftgehörtes allenfalls mit Geschmack auf eine neue Art zusammen zu setzen, und als ihr Werk vorzutragen.

Woher aber nun, meine Freundin, nehmen jene Genien ihre Harmonien und Melodien? Sie, welche nicht, gleich dem Maler und Bildhauer, Gestalt, Farbe, Bewegung vor sich sehen, und aus dem Schönen das Schönste wählend, Götterbilder erschaffen, oder eine Leidenschaft, Stellung, Gegend, Beleuchtung u. s. w. mit Tönen auffassen und wiedergeben können? Auch der Dichter schöpft aus dem Gesehenen oder Gehörten, auch vor ihm liegt das menschliche Herz, die schöne oder furchtbare Natur, das Getriebe des gesellschaftlichen Thuns und Treibens offen, und mit minder oder mehr Glück, minder oder mehr Wahrheit stellt er außer sich dar, was er von jenen Gegenständen in sich aufgenommen.

Solche Auffassungen nach der Natur sind es nun eigentlich nicht, die dem Musiker zukommen, ja vielmehr muß er sich davor hüthen, und seine Kunst artet, wenn sie nach solchen hascht, und

durch künstlich gereihte Töne den Naturlaut der Sache auszudrücken strebet — gar leicht in Spielerei mit Tönen aus. Es ist dieß der gewöhnliche Vorwurf, welcher alle Schlachten-, Gewitter- und ähnliche Compositionen trifft. Selbst den großen Haydn will man in der Schöpfung, und noch mehr in den Jahrszeiten, mancher solchen Schwächen zeihen, und es sind Viele, die es Beethoven aus eben diesem Grunde verdenken, die Schlacht von Vittoria geschrieben zu haben, so große Meisterstücke auch übrigens diese drei Werke sind. Da nun diese Nachbildung des Wirklichen gar nicht ins Gebiet der Musik zu gehören scheint, da es dieser Kunst vor allen ihren Schwestern gar nicht gestattet ist, die Natur und ihre Laute — mit welchen allein sie unter das Gebiet der durch Töne herrschenden Kunst gehören kann — aufzufassen und darzustellen, wie fängt sie es an, diese ungeheuren Wirkungen hervorzubringen? Wo liegen die Hebel, welche sie in Bewegung setzt, um unsere Gemüther auf die Weise, wie wir es oft mit Erstaunen sehen, zu erschüttern? Woher kommt es, daß manche Menschen so heftig von den Tönen ergriffen werden, während es Einige gibt, die jeder Musik durchaus Feind sind? Wie kommt es, daß dieselbe Melodie des Einen Herz fröhlich, des Andern traurig

stimmt, daß es Menschen gibt, auf welche die Tanzmusik melancholisch wirkt? Endlich woher die Erscheinung, daß so manche Volksgesänge, ja sogar manche Nationaltanzmelodien (wie z. B. die Ungarische) etwas tief Wehmüthiges, oder doch Düsteres haben, und sich häufig in Molltönen bewegen?

Alle diese und noch viele andere Fragen, die sich mir theilweise in Stunden des Nachdenkens, oder bei Anhörung verschiedener Musik aufgedrungen hatten, gruppiren sich nach und nach in meinem Kopfe zu einem verworrenen Knäuel von Zweifeln und Räthseln, dessen Lösung ich vergebens versucht habe. Ich trage sie nun Ihnen vor: Sie sind eine mit Fertigkeit ausübende Künstlerin, Sie sind überdieß eine große Verehrerin der Musik, und ich baue viel auf Ihr Urtheil. Lösen Sie mir alle diese Zweifel, finden Sie mir das Wort des Räthsels, und berichtigen Sie mit Ihrer höhern Kenntniß meine verworrenen Vorstellungen. Dann werde ich Ihnen, wie schon Vieles, auch dieß danken, und fühlen wie sehr ich bin

Ihre
ewig verpflichtete Aurelie.

2.

Cölestine an Aurelien.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Wahrlich, meine Freundin, Sie haben mir in Ihrem Briefe Räthsel aufgegeben, und zwar von so geheimnißvoller, schwer zu lösender Art, daß ich ganz darauf Verzicht thun müßte, Ihnen Etwas darüber zu sagen, wenn Sie wirklich eine vollständige Erklärung derselben fordern wollten. Diese scheint mir, nach meinen Fähigkeiten und Einsichten, unmöglich. Indessen habe ich viel über das mir aufgegebene Thema nachgesonnen; denn wie Sie mit Recht sagen, ich bin eine große Verehrerin der Musik, ich habe mit klugen Freunden gesprochen — und habe endlich, als sich das verworrene Dunkel in meinem Kopfe nicht lösen wollte, Herders Göttergespräch: Ob Musik oder Malerei eine größere Wirkung auf den Menschen habe — nachgelesen. Ich hoffte hier etwas Genügendes zu finden, aber ich sah mich zum Theil wenigstens, getäuscht. Obwohl durch das ganze Gespräch eine nicht zu verkennende Parteilichkeit für die Tonkunst waltet, so ist doch der Punct, auf welchen es in jener Versammlung der Musen ankam, nicht allein nicht vollkommen entschieden, indem ihn der Musagete mehr beilegte

als endete, sondern es geht auch nichts eigentlich aus demselben hervor, was ich als Antwort auf Ihre Fragen hätte benutzen können. Doch wie könnte man einen Strahl aus Herders reichem Geiste eine Weile betrachten, ohne daß nicht auch einige Helle in unsere Seele fallen, und bei diesem Lichte sich irgend eine dunkle Tiefe in unserer Brust sollte aufklären lassen!

Hat mir das Göttergespräch gleich keine befriedigenden Aufschlüsse über Musik und ihr Wesen gegeben, so habe ich doch Einiges darin gefunden, was mit früheren Vorstellungen meines eigenen Kopfes zusammengestellt, mir zu einer Art von Leitfaden ward, um mich durch das Labyrinth von Ahnungen und Vermuthungen zu führen, und mir zuletzt auch eine Art von Ausweg aus demselben zu zeigen. Ich will es versuchen, Ihnen diese meine Gedanken, so deutlich ich es vermag, darzustellen.

Auch ich habe oft und anhaltend über Musik nachgedacht, und manche von den Erscheinungen, die, wie ich sehe, auch Ihnen, liebste Freundin, aufgefallen sind, haben längst meine Aufmerksamkeit gereizt und meinen Geist beschäftigt. Immer kam es mir vor, als läge in dieser Kunst und ihrer Wirkung auf den Menschen etwas Geheimnißvolles, welches uns wie die wunderbaren Verhältnisse der Zahlen, so oft wir ihrer durch eine zufällige Ver-

gleichung gewahr werden, in Erstaunen setzt, ohne eine Erklärung zuzulassen. Aber gerade die Räthsel in der Natur sind es, die uns reizen, das Wunderbare zieht uns an, und wenn wir uns hundertmal fruchtlos bemüht haben, versuchen wir es doch das hundert und erstemal wieder. Ihr Brief war solch eine Veranlassung für mich, und so nehme auch ich die Fäden wieder auf, die ich schon so oft fallen ließ.

Vor allen Dingen schien mir von jeher der Abstand, ja ich möchte sagen, der Contrast auffallend, welcher zwischen der Musik, die doch auch zu den schönen Künsten gezählt wird, und ihren Schwestern obwaltet, und hier, glaube ich, fertigt der Musengott in Herders Gespräch seine streitenden Töchter etwas zu flüchtig ab, indem er ihren Wirkungen verschiedene Kreise anweiset, die aber im Grunde doch alle auf der Fläche des menschlichen Gemüthes concentrisch liegen. Er läßt die Malerei durch Farben, Formen und klare Vorstellungen auf die Phantasie, die Musik aber durch Töne und dunkle Gefühle auf das Herz wirken. Wo aber hört das Gebiet der Phantasie auf, wo fängt das des Herzens an? und was wird eigentlich unter dem nicht scharf genug bestimmenden Worte H e r z verstanden? Doch wohl das Gefühlsvermögen oder das Gemüth? Aber ist denn der Zielpunct der Erzeu-

gungen der Phantasie nicht auch das Gemüth oder Herz? Öffnet eine tiefergreifende Musik nicht unbekannte Welten vor unserm innern Auge? Können wir nicht mittelst der Phantasie den bezeichnenden Tönen und Gängen einer Symphonie allerlei Bilder und Situationen unterlegen, und uns ganze Scenen erzählen, denen jene Musik zur ausdrucksvollsten Begleitung dient? Ich habe mich oft mit solchen Deutungen beschäftigt, und weiß mehrere Musikfreunde, die es wenigstens in ihrer Jugend also machten. Nennen Sie es immerhin Spielerei, individuelle Ansicht, es existirt doch, und sein Quell ist nichts anders, als die Phantasie, die denn eben in der goldenen Jugendzeit am lebendigsten ist. Und auf der andern Seite, wenn Gemälde oft von der ergreifendsten Wirkung seyn können, wenn ein frommes Bild die Seelen mit andächtigen Empfindungen füllen, oder eine schöne Landschaft in uns das Gefühl der Ruhe und inneren Zufriedenheit erregen kann, wie es der Genuß der Natur selbst hervorbringt, und die Gebiethe dieser Künste so ineinander fließen, wer wird ihre Grenzen scheiden?

Ich glaube also, daß man der Musik nicht ausschließend das Gefühl als das Ziel ihrer Bestrebungen anweisen könne, sie nimmt nach meiner Meinung den ganzen Menschen in Anspruch, und wirkt in gewisser Hinsicht mit einer Macht auf ihn,

die keiner andern so zu Gebote steht, indem sie auf seine Nerven, und somit auf seinen ganzen Körper unmittelbaren Einfluß hat. Es ist das Dröhnen der Saiten, die Erschütterungen der geschlagenen Felle auf Trommeln oder Pauken, der zitternde Hauch der Blase-Instrumente oder Orgelpfeifen, welche sich durch das eigentliche Fortpflanzungsmittel des Schalls durch die Luft unserm Ohr und, weil wir ringsum mit dieser Flüssigkeit umgeben und mit Nerven in allen Äußerlichkeiten unsers Lebens versehen sind, — auch unserm ganzen Körper mittheilt. Auf diese Art möchte ich sagen, daß wir die Musik mit dem ganzen Körper, oder eigentlicher mit allen Nerven desselben empfinden; und ich berufe mich auf die Erfahrungen so vieler Menschen, welche nicht bloß von der Heftigkeit des Schalles im Ohr, sondern von den Bebungen der erschütterten Luft bei lärmenden Symphonien, zumal an eingeschlossenen Orten, eine unangenehme Empfindung verspüren. Das Mitdröhnen der Fensterscheiben bei gewissen stärkern Tönen, das sympathetische Mitzittern der Saiten des Einen Instrumentes, wenn gewisse Saiten auf einem andern angegeben werden, beweisen, wie sehr die Klänge überhaupt auf die Körper in ihrer Nähe wirken. Erinnern Sie sich an unsers verehrten Professors Chladni akustische Versuche, dessen geistvoller Umgang, so wie seine

scharfsinnigen Bemerkungen uns vor einigen Jahren so manche vergnügte Stunden schufen? Weisen sie nicht alle auf eine, durch seine geniale Erfindung selbst dem Auge bemerkbare, aber noch in ihren geheimen Gesetzen unberechnete Macht der Klänge hin? Warum reihet nach gewissen Tönen der feine Sand auf der Glastafel sich in gewisse regelmäßige Figuren? Warum springt der darauf gelegte Faden von der Einen Saite herab, wenn eine verwandte auf dem andern Instrumente angegeben wird? Und warum, wenn es nur Erschütterung der Luft überhaupt ist — warum, frage ich, bleiben die Fäden auf den andern Saiten liegen, als gingen jene Klänge sie nichts an? Das ist es auch eben, — sie gehen sie nichts an, und in dieser geheimnißvollen Verwandtschaft der Klänge unter einander, in diesen unbegreiflichen Wechselwirkungen und Beziehungen zu andern Körpern liegt vielleicht auch der Schlüssel zu den wunderbaren und dem Ansehen nach oft widersprechenden Erscheinungen, welche die Musik begleiten. Lassen Sie mich die, welche Ihr Brief enthält, mit Hinsicht auf diese Idee, durchgehen, ich füge dann auch wohl noch ein Paar meiner eigenen Beobachtungen hinzu.

Sie sprechen zuerst von dem großen und anhaltenden Beifall, den eine gute Oper vorzugsweise vor den besten andern dramatischen Darstellungen

findet. Und mir scheint auch ohne Hinsicht auf jene geheimnißvolle Macht der Musik schon darin ein wichtiger Grund desselben zu liegen, daß die Oper, die große, ernste nähmlich, ein harmonisches Zusammenwirken aller Künste ist. Da vereinigen Poesie, Musik, Malerei und Tanzkunst alle ihre Strahlen in Einen Brennpunct, der dann wohl das menschliche Herz unmöglich verfehlen kann. Jeder Reiz der Sinne wird aufgebothen, jede Saite in unserm Innern wird angeschlagen, und gleichsam bei allen Thoren der Seele zieht das zauberische Gebilde ein. Nur gehört bei uns Deutschen, zumal Jenen, die nicht bloß des Ohrenkitzels wegen ins Theater gehen, sondern auch für Geist und Gefühl einen Genuß verlangen, noch ein halbweg vernünftiger Inhalt dazu. Dann aber, wenn der Dichter (auch abgesehen von dramatischer Kunst oder schöner Diction) es verstanden hat, dem Compositor durch ergreifende Situationen und lyrische Momente, einen würdigen Stoff darzubiethen; — wenn der Compositor in das große Geheimniß eingeweiht ist, Gefühle und Leidenschaften durch Klänge auszudrücken, das Herz in seinen Tiefen zu bewegen, und oft durch eine einfache Melodie den größten Effect hervorzubringen, wenn gutgemalte Decorationen und passende Costüme das Auge vergnügen und den

Geist in angenehmer Täuschung wirklich an Ort und Zeit der dargestellten Stücke versetzen, wenn die Tanzkunst durch geschickt eingeflochtene Tänze die Handlung erklärt, begleitet, und durch Schönheit der Bewegungen den Zauber der übrigen Künste verstärkt — wie ist es dann wohl möglich, daß der gebildete Mensch dem Andrang so vieler mächtigen Einwirkungen widerstehe? Muß er sich nicht in eine idealische Welt versetzt glauben, wo die Wesen höherer Art, statt in gewöhnlicher Sprache, sich in Harmonien mit einander unterreden, wo jedes Wort Gesang, und jede Bewegung Wohllaut ist? und müssen die Leiden und Freuden dieser Wesen, auf solche zauberische Art dargestellt, ihn nicht mit sich fortreißen?

Wir sehen auch, daß dieß geschieht; ja die Vorliebe für Opern, im Vergleich mit andern Schauspielen, ist so groß, daß auch solche, deren Inhalt unbedeutend, ja abgeschmackt oder widersinnig ist, wenn nur irgend einige anziehende Momente darin sind, bei guter Composition beliebt und eifrig besucht werden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, im Vorbeigehen meinen Widerwillen gegen die sogenannten Singspiele auszudrücken. Sie scheinen mir eine Zwittergattung, welche auf keinen Fall einen echten Kunstgenuß gewähren kann.

So viele Vorzüge auch der Freischütz hat, so würde er, nach meiner Ansicht, noch viel höher stehen, wenn der Gesang nicht durch Rede unterbrochen würde, wenn uns die Unnatur, daß Personen, welche sich in gewöhnlicher Sprache ausdrücken, auf Einmal mitten im Gespräch, zu singen anfangen und dann wieder nach geendetem Musikstück ganz ordinaire Prosa sprechen, auf eine unangenehme Art aus aller Täuschung herauswürfe.

Was Ihre zweite Bemerkung in Rücksicht der Gewalt betrifft, welche manche Melodien über uns üben, so scheint sie zwar bei einigen, wie beim Kuhreigen oder in ähnlichen Fällen nicht sowohl den Tönen allein zuzuschreiben, sondern den begleitenden Erinnerungen und Bildern. Bei andern aber ist es doch die Melodie allein, welche den einen Menschen so sonderbar und tief bewegt, während viele Andere sie gleichgültig hören. Es ist dann, als ob zwischen der Weise, in welcher sich hier die Klänge aneinander reihen, und dem Empfindungsvermögen jener Person ein geheimes Verhältniß obwaltete und eine ganz besondere Gewalt über ihn übte. Vielleicht läßt sich auf diese Art auch der wehmüthige Ton mancher Volksgesänge, ja sogar ihrer Tänze erklären. Tief in der Empfindungsweise dieser Nation, in ihrem Un-

glück, ihrer Unterdrückung, ihrem harten Stand gegen eine rauhe Natur mag diese Verwandtschaft mit Moll- und Minor-Tönen liegen. Etwas Ähnliches scheint mir in den Mythen von Amphion und Orpheus verborgen, in welchen die kühleren Erklärer, je nach ihren Ansichten, entweder ein Bild der Kultur überhaupt, oder das verewigte Andenken irgend eines Wohlthäters der Menschheit sehen wollten, der in grauer Zeit unter rohen Horden Ackerbau und Künste brachte. Mir ist es die Macht der Musik, oder der Töne überhaupt, die unbegreifliche Verwandtschaft, welche zwischen ihnen und den Körpern, also auch den menschlichen, besteht. In der Fabel von Orpheus wird sie dargestellt, wie sie Felsen, Bäume und wilde Thiere — Wesen, die von der Musik als Musik wenig Begriff haben mögen, zwingt, sich nach ihren Modulationen zu bewegen. In der Mythe von Amphion regen sich Sand und Steine und fügen sich von selbst ineinander, und erbauen die Mauern einer neuen Stadt. Ich muß Ihnen sagen, daß ich nie Chladni's Versuche und den feinen Wellsand sah, wie er sich nach dem sehr lieblichen Klange des an der Glastafel gestrichenen Violinbogens mit einer Art von hüpfender Bewegung in regelmäßige geometrische Figuren ordnete, ohne unwillkührlich an die Fabel von der Erbauung der

Mauern Thebens zu denken; und wie wunderbar sind nicht auch die Verhältnisse, welche zwischen der Anzahl der Vibrationen und dem Wohllaut des Klanges der erschütterten Saiten herrscht! Jene Verhältnisse der Zahlen, welche für das Auge leicht bemerkbar und angenehm seyn würden, wenn sie an sichtbaren Gegenständen erschienen, bringen auch in den erschütterten Saiten die lieblichste Harmonie hervor, und es scheint, als ob in diesen geheimen Gesetzen und jenen Mythen derselbe Sinn läge:

Vielleicht irre ich himmelweit, vielleicht lächeln Sie und Andere, die dieß hören, über mich. Ich bin auch sehr entfernt, meine Auslegung für eine gelungene Hypothese auszugeben; ich spreche nur aus, wie mir die Sache erscheint, und wie ich in Folge dieser Ansicht mir die übrigen scheinbaren Widersprüche, welche auch Ihnen bei der Musik auffielen, zu erklären suche. Hören Sie aber auch, was Herder in jenem Göttergespräche ungefähr mit folgenden Worten sagt:

— „Daß die Wirkungen der Musik nur vorübergehend seyn können, eben weil sie so stark, so mächtig fortreißend sind, daß die menschliche Natur ihre längere Dauer nicht aushalten könnte“ — „daß diese im Ocean der Töne untergehen würde, weßwegen ihr denn auch nur wenige Töne

des unendlichen Saitenspiels in wenigen Gattungen nach sehr leichten Modulationen zugezählt würden" — „daß die Töne der Musik die Verhältnisse und Zahlen des Weltalls im angenehmsten, leichtesten und wirkendsten aller Symbole sind" u. s. w.

Wie nun, meine Freundin, wenn diese Gewalt der Töne über alle irdischen und vielleicht auch außerirdischen Körper auf jener hier angedeuteten, und durch Chladni's Versuche gewissermaßen sichtbar gemachten Verwandtschaft aller Wesen beruhte, deren eigentliche Tiefen so wie ihre Gesetze zu erforschen, unsere Sinne zu stumpf, unsere Werkzeuge zu unbequem sind? Wie, wenn dieser Zusammenhang sich durch Harmonien ausspräche, die unsern Ohren unvernehmlich, aber in der geahneten Harmonie der Sphären schon in den Sprachgebrauch übergegangen sind? Wie, wenn jedes Wesen Ein Ton der großen Symphonie des Universums wäre, der von verwandten Tönen stärker oder schwächer angeregt, vorzugsweise mit diesen zusammen klingend, in den allgemeinen Chorus einstimmte, und dann auch eben darum von gewissen Melodien so heftig bewegt würde? Wie, wenn diese harmonische Verwandtschaft der Wesen für manche menschliche Natur fühlbarer wäre? Wenn so geschaffenen Seelen

Manches tönte, was uns Übrigen stumm ist? Freilich nicht so hörbar, wie man irdische Musik vernimmt, aber vernehmlich im Innersten des Gemüths. Wie, wenn solche zur Musik privilegirte Naturen eine Art innerer Anschauung besäßen, mittelst welcher sie Gefühle, Leidenschaften, Charactere durch Töne auszudrücken, und damit so gewaltig auf die Gemüther zu wirken im Stande sind, wie wir sehen, daß durch die Compositionen der großen Meister geschieht? Wie, wenn es Menschen gäbe, welche für jenen allgemeinen, durch das Universum wie eine Kette ziehenden Zusammenhang der Klänge eine lebhaftere Empfindlichkeit und ein geheimes Verständniß besäßen, das sich zwar nicht mit Worten ausdrücken läßt, das ihnen vielleicht selbst unbekannt ist, und nur durch seine Wirkung, nähmlich ihre große Liebe für Musik, fühlbar wird?

Dieß Talent ist eine von der Natur empfangene Anlage, die auf einer zarteren Organisation, auf einer gewissen Spannung der Nerven beruhen mag, und den, der es besitzt, fähig macht, jene geheime Offenbarung aus dem Reich der ewigen Harmonie aufzufassen, und durch sie die Hebel zu kennen, mit welchen er auf die Gemüther wirken muß. Zu der Ausbildung dieses Talentes bedarf er nur sehr weniger Kenntnisse, er muß nicht,

wie der Maler, Dichter, Bildhauer, noch anderweitigen Unterricht und vielseitige Studien haben. Er kommt mit keiner andern Wissenschaft in Berührung, er hat nicht nöthig, die Natur zu beobachten, was er leistet, entfaltet sich unabhängig in seinem Innern; und hieraus ließe es sich auch wohl erklären, wie so mancher Musikliebhaber und selbst mancher Meister der Tonkunst, dem seine innern Offenbarungen wie durch eine Art Clairvoyance zukommen, wovon er sich keine Rechenschaft geben kann, im gewöhnlichen Leben ein ganz unbedeutender Mensch seyn kann. Ob das nun für die höhere oder tiefere Stufe zeugt, welche die Musik unter den übrigen schönen Künsten einnimmt, will ich unentschieden lassen. Mir ist bloß die Erscheinung auffallend, ich suche sie zu deuten wie ich kann, und überlasse es Ihnen, Folgerungen daraus zu ziehen.

Vielleicht ist es uns Sterblichen nicht vergönnt, hierüber jemals klarer zu sehn und die Räthsel zu lösen, welche das Wesen der Musik verhüllen. Indessen, wenn man bedenkt, wie wenig man vor etwa sechzig Jahren von Magnetismus, Galvanismus, Siderismus und wie alle diese Kräfte heißen, gewußt; wie selbst die Electricität vor hundert Jahren kaum in einigen Erscheinungen geahnet wurde, so darf man nicht ver-

zweifeln, vielleicht auch einst über die wahre Beschaffenheit der Musik, über ihre Beziehungen zum Weltall und zum Menschen, über die Art, wie sie in den Gemüthern wirkt, welche sie zu ihren vorzüglichen Priestern gewählt hat, Aufschlüsse zu erhalten. Und nun leben Sie wohl.

Über Bescheidenheit und Seelenruhe.

1.

Emilie an Theodoren.

Als ich gestern von Ihnen nach Hause ging — mein Weg ist weit, wie Sie wissen, und ich machte ihn allein — hatte ich volle Muße, über den wichtigen und lebhaften Wortstreit nachzudenken, welcher einen großen Theil des Abends bei Ihnen ausgefüllt hatte. Die Behauptungen einiger Glieder dieses Kreises, vor allen die wirklich schmerzlichen Klagen der schönen Elvire, so wie die finstern Bemerkungen des Chevalier, beschäftigten mich beständig. Ich konnte nicht mit mir ins Reine kommen. Diese Menschen hatten sehr viel und mit sehr wahrem Gefühl gesagt, ihre Aussprüche, ihre Ansichten schienen sich aus der Tiefe eines hartverletzten Herzens losgerissen zu haben. Ich war in dem Augenblicke nicht im Stande, ihnen zu widersprechen; und dennoch erhob sich eine Stimme in mir gegen Vieles, ja ich möchte sagen, gegen Alles, was jene Beiden

als unbestreitbare Wahrnehmungen aufstellten, und worin ihnen die Meisten beipflichteten. Auch Sie, meine geliebte Freundin, sah ich von diesen Ansichten hingerissen; auch Sie stimmten in jene trüben, und — erlauben Sie mir dieß Beiwort immer! — stolzen Klagen über das bedauernswerthe Loos der Menschheit im Ganzen, besonders der bessern Seelen, der vorzüglicheren Geister, ein. Ich hatte es ein paar Mal versucht, durch Einwendungen und Ansichten verschiedener Art dem Strom der allgemeinen Unzufriedenheit, der von jedes Einzelnen Beschwerden bedeutend angeschwellt worden war, einen kleinen Damm entgegenzusetzen. Meine Bemühung war zu schwach; ich sah mich überstimmt, jedoch nicht überzeugt. Ich schwieg zuletzt; aber ich konnte nicht umhin, recht lange und recht reiflich darüber nachzudenken. Waren doch auch manche Saiten in meiner Brust angeregt worden, die wehmüthig mit in die allgemeine Klage tönten! War ich doch auch eine Pilgerin dieser Erde, und hatte die Last des Tages und des Weges zu tragen, wie die andern Alle! Und ist der Mensch doch so geneigt, sich für gekränkt, und, was ihn trifft, für besonders bitter zu halten!

Wie gesagt, so lange ich mich noch in ihrem Kreise befand, so lange die Gegenwärtigen ihre

Bemerkungen und Beschwerden mit allem Scharfsinn, den die Eigenliebe, mit aller Wohlredenheit, welche die höhere Bildung gibt, auseinandersetzten, gab es Augenblicke, wo ich an ihnen, am Schicksal und an mir selbst irre wurde, wo es mir vorkam, als müßten sie Recht haben, und als gäbe es wirklich so viel Schmerz, so viel Kampf, so viel Enttäuschung in der Welt, als jene behaupteten. Die leise Stimme, deren ich oben erwähnte, fing an zu schweigen, und eine andere erhob sich, welche mir von manchem Kummer, den ich schon getragen, von mancher Entbehrung, die ich erlitten, vorschwatzte; theure Bilder stiegen vor mir auf, entfernte Freunde, welche der Weg des Lebens mir entführt, geliebte Verstorbene, welche der Tod noch schmerzlicher mir entrissen — und recht trübe gestimmt, verließ ich die Gesellschaft, in welcher mir sonst oft so wohl gewesen war.

Über dem Nachhausegehen sann ich unablässig dem, was ich gehört hatte, nach. Zu Hause angekommen, setzte ich mich auf's Kanapee hin und meine Hand spielte im Traum der Gedanken, wie Herder sagt, mit den Büchern, die vor mir auf dem Tische lagen. Es waren einige ältere Klassiker: Bürger, Hölty, Salis, welche ich vor ein Paar Monaten unserem guten Pfarrer in

S... geliehen, und die man mir heut' zurückgesendet hatte. Bürger war in meiner Hand; ich blätterte hin und her, und siehe da, mein Lieblingsgedicht vor Vielen, das Blümchen Wunderhold, duftete mir entgegen. Ich fing an zu lesen. Die einfache Wahrheit, die tiefe Poesie dieses Gedichtes ergriffen mich jetzt, wie immer, es ward allmählig stiller in mir, die bewegten Wellen legten sich, die trüben Nebel zerflossen, und bei der Stelle:

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang erbaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen flieh'n,
Die Lust, wenn sie in deinem Sold
Mit Siegeskränzen zieh'n,
O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt,
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!

— bei dieser Stelle mußte ich unwillkührlich ausrufen: das ist's, das ist die Quelle unserer Leiden! da liegt auch unsere Heilung!

Nun hatte ich das Wort des Räthsels gefunden, nun strömten mir die Gedanken in Fülle zu, es ward Licht in dem dämmernden Schwarm, ich fing an zu überblicken, zu ordnen; Klarheit, Er-

gebung und Ruhe kehrten in mein Herz ein, und ich eile, Ihnen heute die Resultate dessen, was ich gestern spät Abends und in den stillen Stunden der Nacht ausgesonnen, mitzutheilen. Vielleicht kann es dienen, auch Sie zu beruhigen, wie es mich beruhigt hat; aber lächeln Sie nicht, wenn Sie mich einer unscheinbaren Tugend, der Bescheidenheit das Wort sehr lebhaft reden und ihr einen Wirkungskreis einräumen sehen, der Sie im ersten Augenblick gewiß zu umfassend dünken wird!

Ja, es ist das Blümchen Wunderhold, von welchem Bürger so schön singt, es ist die sanfte Tugend der Demuth, oder, wenn Sie der altmodische Name befremdet, der Bescheidenheit, welche ich als einen undurchdringlichen Schild gegen die meisten, wahren oder eingebildeten Übel des Lebens Jedem Sterblichen zu tragen und ritterlich zu handhaben rathen möchte.

Unstreitig ist die Eigenliebe ein oft verborgener, aber allgemeiner Antheil des Menschengeschlechts. Sie liegt tief eingewurzelt in unseren Herzen, sie ist die geheime aber mächtige Triebfeder der meisten unserer Handlungen, und es hat Philosophen nach der Welt gegeben, die sie zur alleinigen Quelle aller unserer Laster und Tugenden erheben wollten; ja, sie sind in ihren engherzigen, von

einer verderbten Mitwelt vergifteten Ansichten so weit gegangen, selbst die großmüthigsten Aufopferungen, die edelsten Gefühle, die schwärmerischste Selbstverläugnung aus dieser kalten, trockenen Wurzel aufgesprossen zu wähnen, und sie wußten ihre Behauptungen mit so viel sinnreichen Sophismen zu unterstützen, daß die Weltmenschen, welche ohnedieß nur zu geneigt sind, das Schlimmere für das Wahrere, und sich selbst für entschuldigt zu halten, wenn Alles um sie her schlecht ist, diesen Maximen mit großem Wohlgefallen beistimmten.

Wirklich darf man nur die Schilderungen von Naturmenschen oder Wilden, wie wir sie in Reisebeschreibungen finden, oder das Thun der Kinder, die in vielen Stücken noch Naturmenschen sind, beobachten, um sich zu überzeugen, wie die Eigenliebe sich unter den verschiedensten Gestalten, als Begierlichkeit, Habsucht, Streitlust u. s. w. zeigt, und doch immer derselbe angeborne allmächtige Trieb ist.

Bei erwachsenen und gebildeteren Menschen erscheinet sie mehr und minder versteckt, bald unter häßlichern, bald unter anständigern Hüllen, als Eigennutz oder Eitelkeit, als Anmaßung oder Empfindlichkeit, als Neid oder Stolz, und verleitet uns zu tausend Fehltritten und Irrthümern,

vergiftet den Becher unserer schuldlosesten Freuden, entzweit uns mit uns selbst, und ist weit mehr, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, die Quelle der meisten unserer Leiden.

Vor den gemeinen Auswüchsen dieses Triebes bewahrt sich wohl ein edleres Gemüth, und es wäre daher ganz unnöthig, bei diesen zu verweilen, aber es gibt verborgenere, schmeichelhaftere, und darum verderblichere Täuschungen, die nicht durch äußere Häßlichkeit schrecken, die sich oft als sehr verzeihliche Schwächen edlerer Gemüther, öfter sogar als etwas scheinbar Verdienstliches, als reizbare Empfindlichkeit, als gerechtes Selbstbewußtseyn, als strenge Forderung höherer Tugendbegriffe ankündigen, und doch im Grunde nichts als Regungen der Eigenliebe sind.

Kennen Sie das Büchlein: Von der Nachfolge Christi? Ich sehe abermals ein Lächeln auf Ihren Lippen schweben, wenn Sie mich, nachdem ich schon der Tugend der Demuth erwähnt habe, nun noch dieses Werk eines guten Mönchs aus dem dunkeln Mittelalter nennen hören. Doch dieses Werk, so verrufen es in der großen Welt seyn mag, war und wird noch von gelehrten, berühmten Männern gelesen und geschätzt. Es war ein Lieblingsbuch des großen Leibnitz; und auf diese Autorität hin bitte ich Sie, liebste Theodore, sich

das Büchlein anzuschaffen und mit Bedacht zu lesen. Es enthält, nebst manchen wohl zu klösterlichen und im geselligen Leben unbrauchbaren Ansichten, einen Schatz nicht blos von geistlichem Trost und Erbauung, sondern ganz eigentlich von practischer Menschenkenntniß, die darin besteht, daß es die Eigenliebe als Stolz, als Empfindlichkeit, als Eitelkeit in den tiefsten Falten unsers Herzens aufsucht, und mit unbarmherziger Strenge ans Licht des prüfenden Verstandes heraustreibt, der dann in der schönen Maske den ursprünglich häßlichen Trieb unschwer erkennt.

Auch noch ein anderes Buch möchte ich Ihnen nennen, liebe Freundin, das ich in meiner Jugend gelesen, aber seitdem nicht wieder zu Gesicht bekommen habe: Petrarca's Confessionen. Es enthält Vieles, das von ähnlichem Nutzen für Menschen seyn kann, die in der Welt, in Geschäften lebend, zwar im Ganzen über den Zweck ihres moralischen Strebens und über die Hauptfehler, wie über die Hauptvorzüge ihres Characters mit sich im Reinen sind, dennoch aber, wie es bei besseren Herzen oft der Fall ist, manchen Täuschungen unterliegen. Da nun diese sehr oft in den Bewegungen versteckter Eigenliebe und Eitelkeit bestehen, so gehen jene Gespräche in Petrarca's Confessionen, welche er in einer Art

von Vision mit dem heiligen Augustin hält, hauptsächlich dahin, dieses Erbübel aus unserer Brust auszureuten. Und hier, liebe Freundin, bin ich auf dem Puncte, auf welchen mein Nachdenken über unsere Abendunterhaltung und die Lesung des Gedichts mich gebracht haben.

Ja, liebe Freundin! es ist die Eitelkeit, die Eitelkeit — und nichts als die Eitelkeit, welche, uns oft selbst unbekannt, die größten Bewegungen in unserem Innern erregt, und uns weit mehr Unlust und Schmerz bereitet, als selbst entschiedene Gemüthsfehler. Diese haben nicht so oft Gelegenheit, sich zu zeigen, und ihren verderblichen Einfluß zu üben; da hingegen die Eitelkeit sich in jede unserer Handlungen, ja in unsre Gedanken und Empfindungen mischt und uns alle Augenblicke durch Verrückung des wahren Gesichtspuncts, durch Aufregung der Empfindlichkeit, durch quälende Vergleiche mit scheinbar Glücklicheren oder Begünstigteren, durch unbefriedigte Forderungen martert, und so das nächste Glück von unsern Lippen zehrt.

Es ist nichts, als Überschätzung unserer selbst, unserer Vorzüge, Verdienste und dessen, was die Welt, die Natur, ja die Vorsicht uns schuldig ist, was uns so oft unzufrieden mit uns, ungerecht gegen Andere, mißvergnügt mit den Ein-

richtungen in der Natur und bürgerlichen Gesellschaft, und rastlos in unruhigem Streben macht. Könnten wir diesen geheimen Feind in unserer Brust entwaffnen, könnten wir seinen Stacheln ihr Gift benehmen, gewiß, wir würden viel anspruchsloser, viel verträglicher, viel ruhiger und daher viel glücklicher seyn.

Alle diese Verwandlungen nun ist das Blümchen Wunderhold, sonst Bescheidenheit genannt, zu bewirken im Stande. Lassen Sie mich aber, liebe Theodore, dieser Tugend lieber ihren altchristlichen Namen der Demuth geben! Es ist die Demuth, und nichts als die Demuth, welche uns das unschätzbare Kleinod des innern Friedens, der Genügsamkeit, der Toleranz, der Geduld, kurz aller jener geselligen Tugenden bewahrt, ohne welche wir uns und Andern, auch bei den größten Vorzügen, den schimmerndsten Gaben, nur zur Last fallen müssen. Wer sie besitzt, wer, wie Christus sagt, sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, den möchte ich unbedingt für sehr glücklich halten, wie gering und unscheinbar auch seine Verhältnisse seyn mögen.

Die Tugend der Bescheidenheit oder Demuth macht den, der sie besitzt, zuerst über sein eigenes Verdienst klar. Er hat reiflich über sich nachgedacht, er kennt seine Irrthümer, seine Schwächen;

er ist sich so manches Strauchelns, ja manches halben Verdienstes bewußt; er weiß, wie viel ihm fehlt, um jenen Gipfel der Vollendung in dieser Tugend, in jener Wissenschaft oder Kunst zu erreichen, der eigentlich Achtung oder Auszeichnung von Andern fordern dürfte; er erkennt die Lücken seines Wissens, die Unzulänglichkeit seines wie jedes menschlichen Strebens, und verliert diesen Maßstab nie aus dem Auge, wenn er fremdes oder eigenes Verdienst beurtheilt. Nichts desto weniger weiß er eben so klar, wie viel er gilt, und welche Gaben oder Kräfte in ihm liegen; aber er mißt dieß nicht sich, sondern der Vorsicht zu, die ihm diese äußern oder innern Vorzüge, Schönheit, Reichthum, Talent oder Genius als ein freies Geschenk gegeben, und selbst, was er hinzufügen konnte, um das anvertraute Pfand wuchern zu machen, diese Anregungen zum Guten, jene Gelegenheit zur Ausbildung, sind Mittheilungen einer unbedingten Güte, welche sich ohne sein Verdienst gnädig an ihm bewiesen. Kindlich erfreuet er sich der Vaterhuld des Allmächtigen, und demüthigt sich unter der Hand, die ihn eben so wohl ohne sein Verschulden in viel nachtheiligere Verhältnisse hätte setzen können, erhebt sich keines Vorzugs, fordert keine Auszeichnung, und nimmt, was ihm an Reizen des Lebens, an Geselligkeit,

Freundschaft, Liebe, Ehre, zukommt, als so viele Geschenke des Himmels dankbar an. So saugt er aus jeder Blume, die ihm auf dem Pilgerwege blüht, Anlaß zur Freude, und findet es sehr natürlich, daß der Wanderer hiernieden sich zuweilen auch in Dornen ritzt, oder den Fuß an einen Stein stößt, den zu vermeiden er nicht geschickt oder nicht glücklich genug war.

Zweitens lehrt die Demuth Anderer Gutes einsehen und ihre Fehler entschuldigen. Derselbe Scharfblick, der uns in der Tiefe der eigenen Brust die oft trüben Beweggründe äußerlich schimmernder Handlungen erkennen und unsere Schwächen bemerken läßt, macht uns auch die Fehler Anderer minder hart rügen. Wenn wir uns so mancher Augenblicke bewußt sind, wo Aufwallungen, Vorurtheile, Lieblingsneigungen uns den rechten Gesichtspunct verrückten, und oft gefaßte Vorsätze schmählich brechen machten; wenn wir wohl fühlen, wie geneigt wir sind, uns selbst zu schmeicheln, für Großmuth oder Mäßigung zu halten, was vielleicht nur Mangel an Kraft oder Lust war, wenn wir die Widersprüche beobachten, die sich in unsern und fremden Gemüthern oft auf's Wunderbarste vereinigen, und wie bei dem hellsten Lichte des Geistes oder einer hervorstechenden Tugend oft die erbärmlichsten Schwachheiten Platz

finden; — dann werden wir geduldig in Ertragung fremder Fehler und Thorheiten werden. Wir werden uns manchen Augenblick des Ärgers, des Mißtrauens ersparen, wir werden weniger Vollkommenheiten an Andern fordern, und uns des Geleisteten mehr freuen; wir werden nicht despotisch verlangen, daß Andere sich nach unsern Einsichten richten sollen, denn wir werden von den unsrigen keine so hohe Meinung hegen, Widerspruch oder Vernachlässigung unseres Rathes wird uns minder kränken, und so werden wir auch in dieser Hinsicht zufriedener leben.

Auch in dem Verhalten Anderer gegen uns wird ein bescheiden demüthiger Sinn mancher Aufreizung beleidigter Eitelkeit entgehen. Sobald wir nicht so hoch stehen, als wir einst in stolzer Selbstschätzung wähnten, sind uns Andere nicht mehr so viel Rücksichten schuldig. Was sie uns *nicht* leisten wollen oder können, werden wir nicht fordern; was wir nicht fordern, werden wir nicht vermissen. Wir werden lernen unsere Empfindlichkeit mäßigen, weil wir wissen, wie oft der Schein trügt, wie manche unserer Handlungen, wie manches unserer Worte mißdeutet werden, und wie leicht derselbe Irrthum auch von unserer Seite Statt haben könne. Dieß wird uns über manche dornige Stelle des Lebens,

manche Klatscherei, üble Nachrede, angehende Feindseligkeit hinüberhelfen, wir werden von Andern nicht erwarten, was wir so oft an uns selbst vermißten; und gesetzt, wir hielten uns in manchen Stücken mit Recht für klüger, besonnener und artiger, als Andere, welche wir offenbar in dieser Hinsicht fehlen sehen, — sind wir darum auch berechtigt, uns für besser zu halten? Wie manchmal verhüllt die rauhe Schale einen edlen Kern? Wie Manchen haben Unglück oder bittere Erfahrungen reizbarer, mißtrauischer, härter gemacht? O, steige in dein eigenes Herz hinab, schwacher Sterblicher, und dann urtheile über das Betragen Anderer gegen dich!

Eben so gemäßigt könnten uns diese Beobachtungen in Hinsicht des Weltlaufs machen, der nichts Anders, als das Resultat der gesammten Neigungen, Absichten und Leidenschaften der Menschen ist, welche so viel Einfluß auf das Schicksal des Ganzen haben. Auch hier, wenn unsere besten Entwürfe an Eigensinn, Vorurtheil, Eigennutz scheitern, laßt uns nicht zu muthlos werden, nicht in zu bittere Klagen, zu harte Urtheile ausbrechen! Was von den Fehlern Einzelner im Privatleben gilt, gilt auch von dem Thun und Treiben ganzer Gesellschaften, Kollegien, Nationen. Sie sind große Ganze, aus einzelnen Gliedern voll Thor=

heiten, Irrthümern, Leidenschaften zusammengesetzt. Wie könnte sich die Gesammtheit von den Übeln befreien, die den einzelnen Theilen ankleben? Auch sind wir nicht hiernieden, um zu ruhen, zu genießen. Die Hindernisse, welche irriger oder böser Wille uns entgegensetzt, sind nothwendige Reibungen, an denen unsere Kraft sich prüfen muß. Alles Gute reift langsam, und in der Gährung kämpfender Elemente muß sich das Rechte, das Dauerhafte, als solches bewähren. Das ist der Gang des Menschengeschlechts, seit wir die Geschichte kennen; das ist sein Gang auch in unsern Tagen.

Wenn wir aber auch durch unsere Vernunft erkennen, daß Alles, was geschieht, folglich auch was die Menschen treiben, in Einen großen Plan ewiger Weltordnung gehört, die sich unserer Laster und Tugenden zu Erreichung ihrer Zwecke bedient, so daß auch, was uns durch unsere Mitbrüder Gutes oder Übles widerfährt, als Zulassung der Vorsicht angesehen werden muß: so sind wir doch mit Recht gewohnt, gewisse glückliche oder unglückliche Verhältnisse, über welche des Menschen Wille keine Macht hat, als z. B. Geburt und Tod, körperliche oder geistige Anlagen, Krankheit, Gesundheit, Elementarereignisse u. s. w., als unmittelbare Schickungen des Himmels zu betrachten.

Diesen Schickungen nun, wenn sie widrig sind, benimmt ebenfalls die Demuth ihren schmerzendsten Stachel. Es ist eine verborgene, aber darum nicht minder lebhafte Äußerung unserer Eitelkeit, wenn wir, zwar nicht mit deutlichen Worten, aber in stillen Regungen, uns bei der Austheilung natürlicher oder zufälliger Gaben für übervortheilt betrachten. Dieser Unzufriedenheit liegt nur gar zu oft der Gedanke zum Grund, daß wir, die wir so gut, so gebildet, so edel — so viel besser als Andere neben uns sind, wohl verdient hätten, von der Vorsicht mit mehr Schonung behandelt zu werden. Wir blicken dann empor, sehen im unnöthigen Trübsinne so Manche, die uns an jenen Gütern übertreffen, und sind mehr als zu geneigt, uns in unserem Herzen über diese Begünstigteren eben so sehr an innerem Werthe zu überheben, als sie uns an äußerem Wohlstand, Gesundheit, Schönheit, Kraft u. s. w. zu verdunkeln scheinen. Es sind oft sehr gute Menschen, die dieser geheime Stolz verführt, und sie die Pfeile des Schicksals, für deren ausschließendes Ziel sie sich halten, nur desto tiefer und schmerzlicher empfinden läßt. Zu diesen Menschen, liebe Theodore, scheint mir vorzüglich die schöne Elvire und der finstere Chevalier zu gehören, welche gestern in jenen Klagereden gegen die Vorsicht das große Wort führten. Eine

kränklich reizbare Empfindlichkeit verleitet Jene, ein ungemessener Stolz Diesen, Alles, was ihnen das Schicksal und die Menschen Gutes erweisen, für gering, und nur was ihnen versagt wird, für bedeutend zu halten. Das ging, als ich reifer über den Gang des Gespräches wie über die mir bekannte Denkart der beiden Personen nachdachte, deutlich aus ihren Behauptungen hervor, und war die eigentliche Veranlassung dieses Briefes.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß wir, wenn uns jene eitel trübsinnigen Gedanken überfallen, den prüfend vergleichenden Blick statt nach oben, lieber neben und hinter uns richteten und betrachteten, wie Wenige über, wie Viele in Rücksicht jener Güter unter uns stehen! Wenn wir dann finden, daß wir in Vergleichung mit Vielen uns einer ziemlich guten Gesundheit, eines regelmäßigen Körperbaues, hinlänglicher Kraft und Geschicklichkeit zur Gewinnung des Lebensunterhalts, mancher guter Seelen, die an uns Theil nehmen, manches schönen, frohen Tages, manches erhebenden Genusses erfreuen dürfen; wenn wir die Summe der guten Stunden gegen jene berèchnen, in welchen wir bestimmte Leiden fühlten; wenn wir auf so Viele nieder blicken müssen, denen es an einer oder mehreren jener Bedingungen zu einem zufriedenen Leben gebricht;

wenn wir die Wenigen zählen, die in jeder dieser Rücksichten über uns stehen, und uns selbst bei diesen Wenigen auf die Frage: ob wir wohl ganz und in jeder Hinsicht mit Einem von ihnen tauschen wollten? mit Nein antworten müssen: dann laßt uns uns vor Gott demüthigen, das mannigfache Gute, welches er uns geschenkt, mit Kindessinn erkennen, und das Bittere, welches seine Weisheit in den Kelch so mancher Freuden zu gießen für gut fand, standhaft trinken. Wodurch hätten denn wir vor so Vielen verdient, ein schmerzenfreieres Loos zu haben? Welcher Gott oder welche Tugend hätte uns ein Recht gegeben, glücklicher zu seyn, als sie? Wenn wir nicht böse, nicht lasterhaft, nicht ungerecht waren: sind diese positiven oder negativen Eigenschaften unser alleiniges Werk? Hat sie nicht die göttliche Gnade, welche uns unter diesen Umständen geboren und erzogen werden ließ, in unsere Brust gelegt, oder erweckt? Und haben wir deßwegen Lohn zu fordern? Sieh hin auf so viele edle tugendhafte Menschen, die unter Sorgen und Entbehrungen ein kummervolles Leben führen und es oft durch einen schmerzlichen Tod beschließen! Betrachte so Manche, welche durch sittliche Schwäche, Versuchung, fremde Schuld von der Höhe der Menschheit gesunken, ein entwürdigtes Dasein im Staube schleppen, und nie die Schönheit der Tugend gekannt haben! Du ge-

hörst zu keiner dieser beiden Klassen; und du willst Gott nicht warm danken, weil noch manche Dornen auf deinem Wege stehen, weil noch Vieles ist, was dein wundes oder verwöhntes Herz anders wünschte? — Ja, unstreitig, du hast auch deinen Theil der Last zu tragen; du hast gelitten, du hast geweint, du hast entsagt, du hast verloren! Wer erkennt dieß nicht? Aber wer hat es nicht, wie du, oder mehr? Und gesetzt, du hättest es mehr, als andere Menschen: so beuge dich auch dann unter der züchtigenden Vaterhand, beuge dich, aber prüfe dich auch, betrachte dein Loos von allen Seiten, und ich bin versichert, dem ernsten Willen, eine gute auszufinden, dem redlichen Streben, das Bessere zu beachten und sich daran zu halten, dem demüthigen Sinn, der für Alles, auch für das Schlimme dankt, weil es aus der Vaterhand kommt, wird es auch in den dunkelsten Stunden nicht an hellen Augenblicken gebrechen; und eine feste Aufmerksamkeit auf das Gute, das uns bleibt, auf so manchen gegenwärtigen oder vergangenen, unbeachteten Genuß, den wir gleichsam zu den nothwendigen Bedingungen unserer Existenz rechnen, und daher der Vorsicht keinen Dank dafür schuldig zu seyn wähnen, indeß sein Mangel uns doch empfindlich fallen würde und Vielen wirklich schmerzlich fällt, wird uns

auch in den rauhesten Stellen des Lebensweges Blumen finden und pflücken lassen.

O, wie viel Anlaß zum warmen Dank gegen den Schöpfer, wie viel wirkliche Freuden würden uns daraus entspringen, wenn wir uns gewöhnten, vom ersten freundlichen Morgenstrahl an, der uns aus erquickendem Schlummer weckt, auf alle kleinen Genüsse, alle angenehmen Empfindungen, alle befriedigten Bedürfnisse zu achten, bis nach nützlich vollbrachtem Tage der wohlthätige Schlaf uns Müde umfängt; wenn wir uns gewöhnten, unsern Reichthum wohl zu berechnen, und zu denken, wie viel tausend unserer Brüder, wie viele oft weit bessere Menschen mit uns zugleich leben, denen diese Erquickungen, diese Befriedigungen fehlen! Wir würden zufriedener, stiller, und somit wirklich glücklicher werden; dankbar würden wir die wenigen oder vielen Blumen pflücken, die um uns blühen, neidlos die reicheren Kränze der Begünstigteren betrachten, weil wir nicht wissen, welche Dornen sie vielleicht verbergen, mitleidig auf die Ärmeren schauen, und als Brüder Aller, als Kinder Eines großen Vaters fühlen, und so aus der stillen und oft verschmähten Tugend der Bescheidenheit und Demuth eine Quelle der reinsten und dauerhaftesten Freuden entspringen sehen.

Über die Art der geselligen Unterhaltungen.

Emilie an Theodoren.

Die Welt ist doch wunderlich! möchte ich oft ausrufen, liebe Freundin, wenn ich das Treiben und Trachten der Menschen um mich sehe, und die jetzige Zeit und das heutige Geschlecht mit dem vergleiche, was jene und diese vor zwanzig Jahren war, oder vielleicht vor fünfzig, sechzig Jahren nach den Erzählungen jener Leute gewesen seyn muß, die man bejahrt nennen konnte, wie ich als ein junges Mädchen fröhlich und genußfähig meinen Eintritt in die Welt machte.

Gestern war eine glänzende — Soirée, wie man es jetzt nennt (zu meiner Zeit würde man es Gesellschaft, Assemblée genannt haben) bei Araminten, die im ersten Stockwerke desselben Hauses unter mir wohnt. Sie war so freundlich, mich dazu einzuladen, aber Sie wissen, das hat schon seit Langem keinen Reiz mehr für mich. Wenn man das Gesellschaftswesen so manches Jahr im Großen

und Kleinen mitgemacht hat, fangen diese Unterhaltungen an, uns eher ermüdend als erheiternd zu werden, und wenn man keine Blume mehr im Kranze der fröhlich Versammelten ist, oder irgend eine mitzubringen oder zu hüthen hat, soll man sich auch bescheiden, und seine ruhigeren Herbstfreuden in stilleren Regionen bei gewählten Freunden und gemäßigten Ansprüchen suchen. Ich entschuldigte mich daher bei Araminten, ließ sie mir aber zum Ersatz versprechen, daß sie mir am nächsten Morgen Alles erzählen würde, was bei ihr vorgegangen und brachte den Abend mit St. und seiner Gattin zu, die mich zu besuchen kamen.

Es war ein schöner Herbsttag gewesen, wir saßen noch um sieben Uhr am offenen Fenster, in welches die Mondessichel recht hell hineinblickte, und belustigten uns, die Anstalten zu betrachten, welche unter unsern Füßen zum Empfang der zahlreichen Gäste gemacht wurden. Nach und nach entglommen die Lichter der Argand'schen Lampen, und streuten, wie es dunkler ward, hellen Tag durch die Fenster auf die Straße hin. Schon Ein Unterschied! dachte ich. In meiner Jugend kannte man diese Maschinen gar nicht, oder machte nur wenig Gebrauch davon, und schlanke Wachskerzen brannten minder hell, aber auch ohne üblen Geruch und Gefahr des Zerspringens, auf blitzenden Kristalleuch-

tern. Man war zufrieden, wenn der Saal hell war, und forderte nicht, daß Mittagsglanz jeden auch noch so verborgenen Winkel erleuchte. Endlich gegen acht Uhr, eine volle Stunde später als vor Zeiten, rollten Wagen an Wagen heran. Ich kenne Aramintens Apartement — es mag bequem etwa zwei Drittheile der Geladenen fassen — und konnte nun ermessen, welche Presse und welche Störung alles friedlichen Genusses das dritte Drittel der Hinzugekommenen hervorbringen mußte. Doch das ist Ton; und der Glanz eines Festes wird nicht sowohl nach dem Vergnügen, das die Gäste empfunden, als nach der Pracht der Anstalten und der Zahl der Anwesenden beurtheilt.

Endlich schien Alles versammelt zu seyn. Ein dumpfes Gemurmel wie das Brausen ferner Wasser ertönte zuweilen von unten herauf, und die Schatten der an den Fenstern Vorübergehenden spiegelten sich phantastisch und ergötzlich an der Mauer des gegenüberstehenden Hauses, so daß wir zuweilen einen unserer Bekannten in diesen farblosen Umrissen zu erkennen glaubten. Auf einmal verloren sich Gebrause und Gestalten — Alles schien den mittlern Saal verlassen zu haben, die Töne einer wohlbesetzten Harmonie ließen sich aus einem Seitenzimmer vernehmen, dieß dauerte eine Weile, dann schwiegen sie. Einige Augenblicke darnach rauschte

es wieder unter uns, die Schattengestalten drängten sich heftig und eilfertig an einander vorüber. Ein Zauberschlag schien sie plötzlich zu lähmen, Alles stand wie an seine Stelle gebannt, eine tiefe Stille erfolgte, dann Geklatsch und Gebrause. Indessen erklangen Saiteninstrumente im Zimmer rechts neben dem Saale, die Gesellschaft strömte dahin, es war zuerst wie eine Symphonie, bald aber unterschieden wir, daß sich ein Einzelner Künstler hören ließ, wir vernahmen deutlich die Tutti's und Solo's, obwohl weder Instrument noch Composition erkannt werden konnte. Lautes Bravorufen und Klatschen begleitete auch das Ende dieses Stückes, dann verschwand die Gesellschaft wieder durch den mittlern Saal in ein Seitenzimmer. — Die Harmonie erhob sich abermals, Alles war still; nach einer Viertelstunde kam die Menschenfluth wieder zum Vorschein, und so wiederholte sich mit einigen Abänderungen das vorige Spiel noch einige Male.

Wir hatten uns endlich vom Fenster zurückgezogen, es wurde nach unserer Art spät, meine Freunde verließen mich, ich dachte an Ruhe und Schlaf. Aber hierzu war keine Aussicht; denn erst nach eilf Uhr endigte der geräuschvolle Abend, und das Getöse der abfahrenden Wagen, das Geschrei der Domestiken, das Fluchen der Kutscher, hielt Ruh und

Schlummer bis lange nach Mitternacht nicht allein von mir, sondern von allen Nachbarn fern.

Am andern Morgen, — was eben bei den Damen der heutigen schönen Welt Morgen heißt — so gegen Ein Uhr ungefähr, kam Araminta ganz blaß und mit trüben Augen zu mir hinauf, klagte über Migraine und Krämpfe, und erzählte mir von den Herrlichkeiten des gestrigen Abends. Es war superbe gewesen! Ein Gedräng, eine Eleganz der Societät! Etwas heiß und voll, das mußte sie gestehen, aber dafür hatte auch Alles sehr wohl gelungen, und sie hoffte, die Fete sollte ihrem Geschmack Ehre und noch eine Weile in der Stadt reden machen! Ich ließ mir hierauf die Bedeutung aller der Erscheinungen, die wir beobachtet hatten, erklären, und erfuhr, daß, nachdem Thee und Kaffeh mit allen ersinnlichen Gattungen von Backwerk herumgegeben worden war, zuerst ein Tableau, das im Alkove von Aramintens Schlafzimmer angeordnet war, die Gesellschaft aus dem Saale gelockt hatte; dann hatte im Saale eine Declamation Statt; hierauf ließ sich ein durchreisender Künstler auf der Violine hören. Dann war wieder Tableau; später tanzten Aramintens Kinder den Shawltanz; einige Freunde und Freundinnen führten Scenen aus beliebten Stücken auf; den Be-

schluß machte Arie und Chor aus der letzten großen Oper, und eine neue Symphonie.

So war es wohl begreiflich, daß mehr als drei Stunden erforderlich gewesen waren, diese Fülle und Mannigfaltigkeit von Genüssen zu fassen. Aus Aramintens Erzählung konnte ich schließen, daß das Gedräng unausstehlich gewesen seyn mußte, daß vielleicht kaum die Hälfte der Anwesenden die Tableaux und Scenen sehen hatte können, daß überhaupt Alles mehr Prunk als Genuß, mehr Vorgeben von Freude als wirklich empfundenes Vergnügen gewesen war, und ein Paar Personen, die mich noch desselben Tages besuchten, und bei dem Fest gegenwärtig gewesen waren, ergänzten durch ihre Schilderung das Gemälde, und ließen mich den Character einer solchen Soirée vollständig begreifen.

Das heißt also Freude in unsern Tagen! Einst war es anders.

Lebhaft stieg bei dieser Betrachtung das Bild des geselligen Lebens in meiner Jugend vor mir empor. Ich stand im Geiste mitten in so einer Gesellschaft, wo Musik — wie gestern — den Haupttheil der Unterhaltung ausmachte — man nannte das damals eine Akademie. Die Abendglocke schlug sieben, Alles war versammelt. Von blitzenden Kristall-Leuchtern an der Decke und an den Trumeaux

verbreiteten Wachslichter eine genugsame Helle durch das etwas schwerfällig aber solide eingerichtete Apartement. Mehrere Zimmer waren geöffnet, in dem einen saßen die Kartenspielenden gruppenweise an die Tische vertheilt, im größern Salon war die Musik geordnet, bei deren Anhörung bei weitem der zahlreichste Theil der Gesellschaft sich aufmerksam versammelt hatte. In den anstoßenden Zimmern vertheilte sich einzeln, was in jenen beiden Gemächern zu bleiben eben nicht Lust oder nicht bequemen Raum hatte. Übrigens waren wenigstens alle Damen mit Stühlen versehen; man konnte, ohne gedrängt und gestoßen zu werden, von einem Zimmer ins andere kommen. Einerlei Unterhaltung beschäftigte den ganzen Abend dieselben Personen, nur daß höchstens, wenn ein merkwürdiger Künstler sich hören ließ, auch die Spielenden für eine kurze Zeit ihre Parthien verließen, um an der Thür des Musiksaales jenen Genuß zu theilen. Einfache Erfrischungen, nur berechnet, der Hitze und dem Durst zu wehren, wurden von Zeit zu Zeit herumgereicht. Jedes war mit der Unterhaltung, die es sich für diesen Abend gewählt, vollgenügend zufrieden, ganz damit beschäftigt, und trug, wenn spätestens um zehn Uhr die Wagen gemeldet wurden, eine angenehme Erinnerung des wohlzugebrachten Abends mit sich nach Hause. Die Zeit von sieben

bis zehn Uhr genügte als Erheiterungsperiode eines ganzen in Geschäften oder häuslichem Wirken nützlich angewendeten Tages. Man kannte, besonders in unserm Mittelstande, keine avant- und apressoirées; man wachte nicht bis gegen Morgen, man schlief nicht bis zum Mittag, man brachte nicht die Hälfte des Tages mit Besuchen und Zerstreuungen zu, und man sonderte seine Vergnügungen. Heute war Spielgesellschaft, ein andermal Concert, dann etwa ein Liebhabertheater, oder eine jugendliche Unterhaltung mit Tanz oder kleinen Spielen. Jede solche Weise, zwei oder drei Stunden Abends zuzubringen, reichte befriedigend hin, man forderte keine mannigfaltig zusammengesetzte Freuden, die wie die künstlich zusammengesetzten Speisen nur die letzte Zuflucht überreizter Gaumen sind; ja man dachte an jene Mannigfaltigkeit nicht einmal als an etwas Mögliches. Aber man kam auch, nach den Anstrengungen des Tages, nicht schon müde von Unterhaltungen, mit frischem Sinn und empfänglichem Gemüthe zu der Freude, die als Erholung und nicht als conventionelle Leistung betrachtet wurde. Die Frau vom Hause setzte ihren Ruhm darein, ihre Gäste wohl zu unterhalten, aus dieser Ursache wurde die Gesellschaft nach Ort und Raum, auch wohl nach bekannten Beziehungen von größerem oder geringeren Zusammensehn

gewählt. Die Jugend war noch jung, sie suchte auf Bällen das Vergnügen des Tanzes, die Gelegenheit, fröhlich zu seyn und in lebenskräftigem Muthe zu springen. Es genügte ein einfacher geschmackvoller Anzug, der, wenn er verdorben wurde, keine Reue erregen konnte; es genügte ein hinreichend erleuchteter Tanzsaal, ein sättigendes schmackhaftes Souper. Man kam mit lebensfrohem Herzen, genoß die Freuden der Gegenwart und freute sich noch im Rückblick durch mehrere Tage des entschwundenen Genusses.

Warum ist es nicht mehr so?

Ich dachte weiter nach, als ich mit jenem Vergleiche zu Ende war. Dieselbe — Unmäßigkeit und Ungeduld möchte ich sagen, die in den gesellschaftlichen Freuden herrscht, verbreitet sich auch auf das Theater und die Lectüre. Ein längeres Stück, mit etwas breiter Auseinandersetzung, wie die meisten Lustspiele früherer Zeit — unterhält nicht mehr. Handlung! Handlung! Rasches Forteilen zum Ziele! keine Episoden, keine langen Gespräche! so hört man die Kritiker rufen, und das Publikum ruft es mit ihnen; und dennoch sind unter diesem Publikum noch sehr viele Personen, die vor fünfzehn oder zwanzig Jahren in Ifflands oder Kotzebue's Stücken sich trefflich unterhalten hatten. Niemand fand damals diese Stücke zu lange. Niemand hielt

es für ermüdend, der Auseinandersetzung der Handlung, der consequenten Entwickelung der Charactere zu folgen. Niemand ekelte sich an der Prosa einer Familienscene und alltäglicher häuslicher Verhältnisse, in deren Spiegel man mit lebhafter Theilnahme den eignen Schmerz, die eigne Freude schaute. Auch das Äußere jener Schauspiele war einfach. Wohlfeil und ohne große Anstalten konnten die Directionen solche von ganz Deutschland bewunderte Stücke in die Scene setzen. Oft blieb dieselbe Decoration den ganzen Abend, die Schauspieler veränderten ohne Noth ihren Anzug auch nicht ein einziges Mal, und Niemand fühlte deßwegen eine Leere, Niemand sehnte sich nach Befriedigung der Schaulust, und Niemand kam auf den Gedanken, über die Richtigkeit der Costüme nach Zeit, Land und Sitte, über die Treue der vorgestellten Localitäten Bemerkungen zu machen. Eine sogenannte Römische Kleidung bezeichnete die Stücke aus der antiken Welt, wenn die Scene nicht gerade im Morgenlande spielte; ein Orientalischer Anzug reichte so ziemlich für alle Bewohner Asiens aus allen Zeitperioden — China etwa ausgenommen — hin, und eine Art Altdeutscher oder Spanischer Kleidung, nebst Rüstungen, characterisirte das Mittelalter überhaupt. Man strebte nach keinen genaueren Un-

terscheidungen, Jahrhundert, Land, Tracht und Sitte kam nicht in so bestimmten Betracht; man suchte nicht in Bibliotheken nach, um die Figurinen und Decorationen auf's treueste zu kopiren, man vermied nur das Störende, und sah das Publikum mit regem Sinn für jede Schönheit, und mit dem lebhaftesten Gefühl sich für die Schauspiele interessiren, wenn gleich das Costüme um ein Paar Jahrhunderte zu früh oder zu spät aufgefaßt, und die Bauart dieses oder jenes Gebäudes nicht gerade nach den besten Reisebeschreibungen oder Gemälden kopirt war. Es ist unstreitig, daß die pünctliche Befolgung jener Äußerlichkeiten unsern jetzigen Darstellungen einen neuen Werth geben, daß Pracht und Geschmack den Reiz eines Kunstwerkes erhöhen, und jene richtige Beobachtung der Sitten und Localitäten das an sich gelungene Stück zu einem vollendeten Ganzen machen können; aber ich frage, wann unterhielt man sich besser im Theater, vor zwanzig Jahren oder jetzt? Wann waren die Zuseher am lebhaftesten angesprochen, am meisten von der Täuschung hingerissen? Wann erhielten sich gute oder auch mittelmäßige Stücke länger auf dem Repertoir?

Man könnte vielleicht sagen, daß gerade diese strengen Forderungen an die Übereinstimmung der äußern Theile, gerade diese Wähligkeit des Publi-

kums, die schärfere Kritik, welcher es jedes neue Stück unterzieht, ein Beweis von unserm vorgeschrittenen Geschmack sei. — Aber man erinnere sich doch, daß jene Zeit, wo man in ganz Deutschland die langgedehnten Stücke, die Familienscenen, die jetzt prosaisch gescholtenen Trauerspiele mit Lust sah und an kein Costüme, an keine Verschwendung bei Decoration und Kleidung dachte, gerade mit der glänzendsten Epoche der deutschen Literatur zusammenfiel, als jene strahlenden Lichter am Himmel der vaterländischen Dichtkunst: Göthe, Schiller, Herder, Klopstock, Stollberg, Wieland, die noch immer unübertroffen, ja unerreicht vor uns stehen, in ihrem lebendigsten Wirken waren, und mächtigen Einfluß auf die Gemüther ihrer Zeitgenossen übten, und daß die Bühne damals einen Schröder, Iffland, Fleck, eine Roose, Unzelmann rc. besaß.

Es war in jener Zeit nicht gewöhnlich, an Einem Abend mehr als Ein Stück zu sehen, höchstens daß zu kürzern Piecen ein Nachspiel gegeben wurde. Man hätte es für störend gehalten, drei oder vier Stücke nach einander zu sehen. Das mit dem ersten Eindruck noch beschäftigte und von seinem Gefühl noch lebhaft angeregte Gemüth würde sich nur mit Mühe in eine zweite, oder gar dritte und vierte Gedankenreihe gefunden haben; denn man war damals mit ganzer Seele bei dem, was man auf den

Brettern sah. Nun ist es freilich anders. Leicht und spurlos gehn die flachen Eindrücke flacher Dichtungen an dem kaum erregten Gemüthe hin, leicht läßt man das nachläßig Ergriffene wieder fahren und hat den Abend zweckmäßig angebracht, wenn man eine Menge bunter Bilder und oberflächlicher Reizungen an seiner Seele hat vorbeigleiten lassen, sowohl im Theater als im Gesellschaftssaale, und eine viel solidere Nahrung gewährt auch die Lectüre der jetzt so häufigen, aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Journale nicht. Aber ich wiederhole meine Frage: Wann war man in Gesellschaften oder im Theater am vergnügtesten? Wann hat dieß seinen Zweck, zu ergötzen und zu bilden, am sichersten erreicht?

Die Antwort auf diese Fragen ergibt sich wohl von selbst, wenn man nur die Gesichter der Leute in den Gesellschaftszimmern und Theatern beobachtet, wenn man ihre Urtheile hört, wenn man die Rückblicke bemerkt, die sie auf den entschwundenen Genuß werfen. Es wäre unnöthig, etwas hinzuzusetzen. Jetzt jagt man der Freude mit schweren Kosten nach, und findet sie selten, damals ging man ihr entgegen, und sie reichte uns heiter lächelnd die Hand.

Die Ursachen aber dieser Mißstimmung, dieser Abgespanntheit sind zu viele und zu mannigfaltige;

sie liegen auch meistens allzusehr vor Augen, als daß es nicht theils ermüdend, theils überflüssig wäre, eigens darauf aufmerksam zu machen; nur Eine Bemerkung erlauben Sie mir, liebste Freundin, und dieß ist der Rückblick auf die Verhältnisse und Einwirkungen der Zeit, in welcher vielleicht eine jener Hauptursachen liegt. Das Schicksal, ja die Geschichte unserer Tage hat uns verzogen, verwöhnt. Tausenderlei Ereignisse haben Reichthum und Überfluß auf eine kleine Anzahl von Menschen zusammengehäuft, während eine große Menge, die vorhin bei ruhigen Zeiten in behaglichem Wohlstande lebte, nun schweren Druck fühlt, der ihr den Genuß der Freuden und der Empfänglichkeit dafür benimmt, da hingegen jene Überreichen aber beinahe in Sättigung und Überdruß ersticken. Bedenken wir nun, welchen reißenden Weg das Geschick mit uns nahm, welche jähen Abwechslungen von Schrecken, Freude, Angst und Hoffnung, plötzlichem Glücke und plötzlichem Sturze vor unsern Augen, ja zum Theil über uns selbst ergingen, wie wir nach der Bemerkung eines geistreichen Mannes eine benachbarte Nation die ganze Römische Geschichte in zwanzig Jahren durchlaufen sahen, gleich dem Tacitus im ersten Capitel seiner Jahrbücher. Überlegen wir, welche plötzlichen Übergänge wir durchgemacht, wie wir das Geschick von Nationen sich in dem kürzesten

Zeitraume umgestalten, Throne sinken, Monarchen auf dem Blutgerüst oder durch Meuchelmord sterben, die Europäische Politik innerhalb dreißig bis vierzig Jahren zweimal eine ganz andere Gestalt annehmen, ja endlich selbst die Gemüther vieler Zeitgenossen von Glauben und stiller Frömmigkeit zu Unglauben und Religionsspötterei sich wenden, und von da wieder in schnellem Umschwung zur Mystik und allen dunkeln Ahnungen des Mittelalters zurückkehren sahen. — Halten wir alle diese Beobachtungen zusammen, und wir werden uns nicht mehr so sehr wundern, wenn auch die Art unserer geselligen Freuden, unser Geschmack, ja unsere Geistesbildung eine von der früheren ganz verschiedene Gestalt angenommen hat. Wir sind dem friedlichen Stande unbewußter Kindheit, wie dem Frohsinn lebenskräftiger Jugend im Ganzen entwachsen; die Wirklichkeit, das Leben, wie die neuere Sprache sich auszudrücken beliebt, hat uns ergriffen; das Einfache in Sitten, Vergnügung, Kunst und Dichtung spricht uns nicht mehr aufregend genug an, wir bedürfen stärkerer Reize, wir suchen sie im Außerwesentlichen, im Phantastischen, im Schwülstigen, in Manier, ja im Unnatürlichen und Übernatürlichen.

Es ließe sich der Vergleich und die Bemerkungen hier weiter treiben, als es der Raum eines

Briefes und mein Vorsatz, Ihnen eine zufällige Beobachtung mitzutheilen, gestattet. — Darum breche ich ab, denn ich fürchte Sie zu ermüden, und füge nur dieß hinzu, daß wenn man Alles dieß, was mit uns vorgegangen und wie es auf uns gewirkt hat, bedenkt, man manche Unnatürlichkeit und Inconsequenz der heutigen Welt entschuldigen und Diejenigen, die sich nun einmal von der sichersten und reinsten Freudenquelle, dem innern Frieden und dem gesunden Sinn im kräftigen Körper entfernt haben, mehr beklagen als tadeln muß.

Kleinere Aufsätze.

Vanina.

Französisches Trauerspiel, verfaßt von Frau Josephine Freifrau v. Périn, geb. Freiin v. Voglsang.

In unsern Tagen wird erstaunlich viel geschrieben. Alles, was Jeder gedacht, gesehen, gehört, erlebt hat, wird dem Publikum durch den Druck mitgetheilt, und es entsteht eine wahrhafte Sündfluth von Lectüre, so, daß selbst wissenschaftliche Männer nicht Alles zu lesen im Stande sind, was in ihrem Fache erscheint, und die eigentliche gesellschaftliche Literatur ein Ocean ohne Ufer wird.

Sei es nun, daß eben dieses Übermaß von Büchern, die man gelesen hat oder lesen möchte, wenn nur die Zeit dazu vorhanden wäre, den Geist ermüdet und abstumpft; sei es, daß die Quantität der Qualität Abbruch thut; oder wirklich jetzt weniger bedeutende Geister auftreten: die Erfahrung zeigt, daß jetzt nur sehr selten etwas Neues in der literarischen Welt erscheint, das mit der Auszeichnung und allgemeinen Theilnahme

aufgenommen würde, wie es früher bei bedeutenden Werken der Fall war.

Desto mehr freut man sich, auf eine Leistung zu stoßen, die, ohne eigentlich zu den Epochemachenden zu gehören, doch von so lebhaftem Interesse, so gediegenem Werthe ist, daß es eine belohnende Arbeit wird, das Publikum mit derselben bekannt zu machen — und dieß ist das obengenannte Trauerspiel. Es ist noch ein Grund vorhanden, der bei einem deutschen Werke wegfallen würde. — Das Stück ist in französischer Sprache geschrieben, es kann nur auf einer französischen Bühne aufgeführt werden, und bis sich nicht ein geschickter Übersetzer findet, bleibt es dem deutschen Publikum nur ausnahmsweise zugänglich. Frau v. Périn, eine geborne Niederländerin, und später in Österreich heimisch geworden, spricht und schreibt französisch und deutsch mit gleicher Fertigkeit. Sie ist dem Publikum bereits durch mehrere Erzählungen in beiden Sprachen, welche theils selbstständig, theils in der „Aglaja“ erschienen, so wie durch treffliche Kinderschriften rühmlich bekannt. Aber ihre französischen Trauerspiele kennen nur Wenige, und so mache ich es mir zur angenehmen Aufgabe, von einem derselben einen kurzen Abriß zu geben, und das Publikum auf das in Deutschland französisch geschriebene ausge=

zeichnete Werk aufmerksam zu machen, von dem man wohl, wie Hugo in der „Schuld“ von sich selbst, sagen kann, daß es sei:

Fremde Wurzel diesem Boden,
Fremder Wipfel jener Luft —

und mit dessen Anzeige ich eben deßwegen hoffe, mir einigen Dank von dem gebildeten Publikum zu verdienen.

Der Stoff ist aus der neueren Geschichte Corsika's und aus dem Freiheitskriege genommen, den jener Staat begonnen, um das Joch Genua's abzuschütteln. Sampierri, der Feldherr und eigentlich das Haupt der Corsen, die den Kampf mit dem übermächtigen Nachbarstaate eine Weile siegreich bestanden, erkennt, eben weil er klar sieht und das Rechte will, daß sein Vaterland zu schwach ist, sich selbst allein zu helfen. Er will daher nach Frankreich, um dort Hülfe zu suchen. Genua setzt, wie es dieß erfährt, einen Preis auf seinen Kopf, und hier beginnt das Stück.

Schon der Anfang desselben, der uns in Sampierri's Haus führt, wo Vanina, seine Gattin, eine geistvolle, schöne, kühne, aber ehrgeizige Frau; seine Tochter Julia, verlobt mit einem der corsischen Freiheitskämpfer, und ein kleines Kind wohnen, weiht uns zu düstern Ahnungen

ein; denn es beginnt mit der Leichenfeierlichkeit eben dieses Kindes und dem Gesang der Klagefrauen, die über dessen Sarge trauern, und wo uns zugleich manche nationale Sitte, mancher nationale Aberglaube entgegentritt.

Vanina erträgt den Verlust dieses Kindes mit einer Standhaftigkeit, welche ihrer Tochter und ihrer alten Amme, die im Hause lebt, fast tadelnswerth erscheint. Aber Vanina ist jetzt mit einer ganz andern, und wie sie glaubt, höhern Rücksicht, der Sicherstellung und Rettung ihres Gemahls beschäftigt, den sie mit aller Leidenschaftlichkeit ihres kräftigen Herzens umfaßt. Ihn zu retten, sein Leben in Sicherheit zu bringen, hält sie für ihre erste wichtigste Pflicht, welcher alle übrigen weichen müssen. In dieser Ansicht hat sie (was das Gesetz in Corsika unter Todesstrafe verbothen hat) genuesischen Unterhändlern geheimes Gehör gegeben; sie schleichen um ihr Haus, sie kommen auf versteckten Wegen zu ihr, und sie beabsichtigt nichts anderes, als mit ihren beiden noch übrigen Kindern, der Tochter Julia und einem ältern Knaben, den Sampierri seinem Freunde Vitale übergeben hat, heimlich nach Genua zu entfliehen, wo man ihr ihres Gemahls Freiheit und Erhebung zu großen Ehren verheißen hat. Denn ihrem Stolze genügt das, was Corsika dem

Verdienste desselben bisher erwiesen, durchaus nicht, und eine Aussicht auf eine Vermählung ihrer Tochter Julia, deren Verlobter in einer Schlacht gefallen ist (was die Mutter, aber das Mädchen noch nicht weiß), mit dem Sohne des Dogen, ist eine mächtige Lockung für Vanina's Ehrgeiz.

Vitale, der Freund ihres Mannes, dem er nicht bloß seinen Sohn übergeben, sondern ihn auch zum Hüter seines Hauses während seiner Abwesenheit bestellt hat, Vitale, der Vanina geliebt hat, ehe sie Sampierri ihre Hand gereicht, und dem die schöne hochherzige Frau auch jetzt noch nicht gleichgültig ist, hat dunkle Gerüchte von fremden Männern, die um Sampierri's Haus herumschleichen und zuweilen sogar Einlaß finden, vernommen. Seine Treue gegen den Freund, vielleicht seine eigene Empfindung für Vanina, läßt ihn hier etwas Verbotenes, wohl gar einen heimlichen Liebeshandel ahnen. Er kommt, um mit Vanina darüber zu sprechen. Das reizt sie auf, sie antwortet mit wenig Schonung dem geprüften Freunde ihres Gemahls. Indeß ist Julia eingetreten, ein zufälliges Gespräch macht Vitale glauben, daß jene Männer, welche bei Sampierri's Hause gesehen worden, zwar Fremde und Genueser, deren Einer aber der Liebhaber eines andern

Mädchens in demselben Hause ist und sie auch heirathen werde, eine Verbindung, gegen welche sich Julia mit Abscheu ausspricht. Vitale wird dadurch irre geführt, er glaubt, Vanina Unrecht gethan zu haben, er bittet um Verzeihung und verspricht ihr auf ihre Bitte, ihr ihren Sohn zu schicken. Wie er sich entfernt hat, kommt über die geheime Treppe Assereto, der genuesische Unterhändler. Sie übergibt ihm die Schrift, die sie unterzeichnet, und worin sie ihre Bedingungen für ihren Gemahl, sich selbst und ihre Kinder aufgesetzt hat; Assereto sagt ihr volle Gewährung zu und entfernt sich.

Im zweiten Acte erscheint Assereto im Garten mit Guido, dem Sohne des Dogen, der nach Corsika gekommen ist, um die ihm bestimmte Braut kennen zu lernen, aber keine Lust bezeigt, ein Mädchen zu heirathen, das ihren jüngst verstorbenen Verlobten, der in der Schlacht heldenmüthig bei der Vertheidigung seiner Fahne gefallen ist, so schnell vergessen und zu einer zweiten Verbindung schreiten kann. Vanina kommt mit Julia, die hier erst erfährt, in welche Unterhandlungen sich ihre Mutter eingelassen. Sie gewinnt seine Achtung dadurch. Er bezeigt sie ihr, ob sie ihm nun angehören werde oder nicht; er rühmt auch

ihren Vater, und als Julia darüber sich wundert, sagt er:

Staunst du, daß Genua's Sohn den tapfern Corsen ehrt?
Landsleute sind ja alle edlen Herzen! *)

Julia erfährt nun auch, daß sie mit ihrem ganzen Hause nach Genua auswandern soll. Sie schaudert davor zurück, und wendet sich zutrauensvoll an Guido, dessen edle Denkungsart sie erkannt hat, damit er sie in ihrem pflichtmäßigen Streben gegen den Vorsatz ihrer Mutter unterstütze, weil sie in Corsika bleiben, und hier die Rückkehr ihres Vaters und Bräutigams erwarten will. Jetzt erfährt sie, daß Letzterer todt ist, und so schließt der Act.

Im dritten vernimmt man, daß Sampierri angelangt und im Hafen von dem Magistrat und den versammelten Einwohnern mit Jubel empfangen worden sei. Zwei Banditen, früher gedungen, um Sampierri zu ermorden und den ausgesetzten Preis zu erwerben, fallen aus Unkenntniß Vitale an, der eben in seines Freundes Haus gehen will, um seiner Gattin die Ankunft

*) *Guido.* Tu doutes qu'un Génois puisse admirer ton père?
Va — les coeurs genéreux sont tous concitoyens.

desselben zu melden. Er erwehrt sich der Mörder, die ein Gegenbefehl, der ihnen auf geheimnißvolle Art gegeben wird, von ihrer blutigen Arbeit abruft. Vitale betritt das Haus, wo er zu seinem Schrecken nur den alten Diener Lorenzo und sonst Niemand findet. Er ist trostlos; indeß kommt Guido eilig. Er sucht Vitale auf und berichtet ihm, daß Vanina, von manchem Vorhergehenden gereizt, sich geweigert habe, das Boot mit Guido zugleich zu besteigen, und daß Julia diesen Aufenthalt benützt habe, um ihm schnelle Winke zu geben, und ihn an Vitale zu senden, damit er ihre Abfahrt verhindere. Vitale eilt mit ihm fort. Indessen tritt Sampierri auf, von dem jubelrufenden Volke begleitet. Man erweist ihm hohe Ehrenbezeigungen; er lehnt sie ab und erklärt, daß er nach keiner Auszeichnung strebe. Er spricht gegen jedes Übernehmen des Ehrgeizes, und mahnt seine Landsleute zur Eintracht und Genügsamkeit auf. Die Stelle lautet ungefähr so:

Republikaner! Eure Siege sind vergebens,
Wenn Ihr nicht streng republikanisch denkt.
Ich seh', wie über Euch die Leidenschaft gebietet,
Wie nied'rer Eigennutz und Ehrgeiz in Euch wüthet,
Der Rache dunkle Lust, der Liebe Raserei,
Sie bieten leichtes Spiel für künft'ge Tirannei;
Als Euer treuer Freund muß ich Euch Wahrheit künden:
Nur an der Tugend Hand könnt Ihr die Freiheit finden.

Muth ist nur wenig, Helden find't auch der Tirann,
Und Sclave wird, wer sich nicht selbst beherrschen kann. *)

Im vierten Aufzuge sehen wir Sampierri im verwaiseten Hause. Seine Waffen liegen vor ihm. Er ist tief gekränkt, denn er hält Vanina nicht allein für verrätherisch an ihrem Vaterlande, sondern für untreu gegen ihren Gemahl. Seinen Diener Lorenzo, der sich mit dem Ordnen der Waffen beschäftigt, erzählt er die Geschichte eines Dolches, der durch viele Geschlechtsfolgen in seinem Hause zur Blutrache gegen ein anderes gedient hat, bis zuletzt Sampierri's Vater, des letzten hülflosen Sprossen jener feindlichen Linie, eines weinenden Kindes schonend, es in sein Haus aufnahm, erzog, und so die alte Feindschaft gesühnt schien. Dieses Kind war Vanina, sie wurde Sampierri's liebende und geliebte Gattin, und nach dem, was eben ge-

---

*) *Sampierri.*

Republicains zélés, vos victoires sont vaines,
Si vous n'y joignez pas des moeurs republicaines.
Je vois regner sur vous toutes les passions.
Le choc des intérets, et des ambitions,
Les fureurs de l'amour, la soif de la vengeance
À des tyrans futurs offrent plus d'une chance.
Votre fidel ami vous doit la vérité,
Corses! — point de vertus, et point de liberté.
Le courage est trop peu, tout Déspot a ses braves,
Soyez maîtres de vous — ou vous seréz esclaves.

schehen, scheint jenes düster waltende Geschick doch nicht gewendet. Vitale kommt mit Julien, die er zurückgeholt hat. Der Vater erfährt, daß auch sein Sohn und Vanina zurückgekehrt sind. Er will die Mutter nicht sehen, und entfernt sich. Guido tritt ein, um Abschied von Julien zu nehmen. Er nährt keine Hoffnung, obwohl er gelernt hat, sie zu achten und zu lieben, und sie sagt ihm, daß sie gesonnen sei, in ein Kloster zu gehen und dort für die Sünden, die ihr verstorbener Geliebter in Jugendmuth und Hitze begangen haben mag, und als dessen Witwe sie sich betrachtet, zu büßen und Gott zu dienen.

Guido antwortet ihr beiläufig so:

Gott ist der Herr der Heere,
Bedenke dieß, dann löst sich deines Kummers Schwere,
Die Tapfern sind ihm werth. In seiner Gegenwart
Vor dem gesammten Volk, das ehrerbietig harrt,
Geschieht die Fahnenweih'! Drum Weh und Schmach dem Feigen,
Der treulos sie verläßt! Doch mild herunter neigen
Zum treuen Kämpfer wird sich Gottes Vaterhuld;
Barmherzig sondert er den Irrthum von der Schuld.
Er hat auch deinen Freund im letzten Kampf gesehen,
Er nahm das Opfer an der bittern Todeswehen.
Des Kriegers heißes Blut wäscht viele Flecken ab,
Und Ruh', so will es Gott, schwebt um des Kämpfers Grab,
Von dem noch Preis und Ruhm die fernen Enkel melden,

Ja der Märtyrer Gott ist auch der Gott der Helden.
Wenn der Posaune Ton aus ihrer tiefen Gruft
Die Myriaden einst zur Auferstehung ruft,
Wenn dann sich auch dein Freund mit seiner Fahn' erhebet,
Glaubst du, er theile nicht der Auserwählten Glück?
In der siegreichen Schaar gewahret ihn dein Blick,
Die der Erzengel führt, vor der die Hölle bebet.
Ja, er ist selig! — — — *)

Julie fühlt sich erhoben, beruhigt. Guido sagt ihr ein ewiges Lebewohl, und Sampierri tritt ein,

---

*) *Guido.* C'est le Dieu des armes
Songéz y! Vos terreurs alors seront calmées,
Les braves lui sont chers. Dans un jour solennel
Devant le peuple entier au nom de l'Eternel
Les drappeaux sont benis. À qui les abandonne
Malheur! Dieu l'atteindra, mais sa bonté pardonne
Les erreurs de la vie au fidèle soldat.
Il voyoit votre amant dans ce dernier combat
Et par lui de son sang l'offrende est acceptée
Sur sa tombe à jamais des Corses respectée
Il etandit sa main et prononça: r e p o s!
Oui le Dieu des martyrs est le Dieu des héros
Et quand retentira la formidable trombe
Aux generations, qui dorment dans la tombe,
Votre amant se levant avec son etantard
À la gloire de Cieux n'auroit il point de part?
Je le vois triomphant s'unir à la phalange
Devant qui l'enfer tremble et que conduit l'Archange
Julie! il est heureux!

wie Jener sich entfernt. Er befragt die Tochter nach dem Fremden. Sie gibt ihm genügende Antwort, und jetzt kommt auch Vanina. Der Vater sendet Julien weg, die Scene zwischen den beiden Gatten ist tiefergreifend. Sampierri äußert seinen Argwohn wegen ihrer Untreue. Sie rechtfertigt sich, sie erklärt, daß nur die Rettung ihres Gatten der einzige Zweck ihrer Unterhandlungen mit dem Fremden gewesen, sie entwaffnet seinen Zweifel, indem sie ihm den von ihr und dem Fremden unterzeichneten Vertrag überliefert. Er erkennt das Werk ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft, wie er soll, es rührt ihn tief, aber das Staatsverbrechen bleibt begangen, und er kann sie der Strafe, die für Alle gesetzt ist, nicht entziehen. So schließt der Act, indem er sie umarmt und spricht:

Dieß ist
Des Gatten Lebewohl, den Richter siehst du wieder.

Im Beginn des fünften Actes sitzen Vanina, Julia und die Amme zusammen beim Scheine der häuslichen Lampe. Alles scheint still und geordnet, wie noch vor Kurzem — und welche ungeheure Kluft hat sich in diesen wenigen Stunden zwischen dem was war und was ist eröffnet! Eine Kluft, die keine Reue, keine Rückkehr, ja selbst die Macht der Liebe nicht überschreiten kann, denn die ernste Pflicht steht gebieterisch an ihrem Rande und

verweigert jedes Hinüberschreiten ins Ehemals. Eine schwüle Gewitterluft liegt auf den drei Personen, die hier beisammen sitzen, und auch der Leser fühlt sich davon gedrückt und auf noch Schlimmeres vorbereitet, wozu die ängstlichen, mitunter abergläubischen Bemerkungen der Amme das Ihrige beitragen, deren sich der Verstand in solcher Stimmung nicht ganz erwehren kann. Alle Drei fühlen dieß, und sie verlassen das düstere Gemach, um auf dem Balkon sich am Anblick des Himmels zu erholen.

Sampierri tritt ein, Lorenzo folgt ihm in ängstlicher Spannung. Er meldet ihm, daß er beim Putzen und Ordnen der Waffen seines Herrn Dolch vermißt habe. „Er wird sich wieder finden!“ antwortet Sampierri, ohne mehr zu sagen; doch befiehlt er ihm, Vitale, der kommen wird, sogleich zu ihm zu führen. Lorenzo geht. Sampierri bleibt allein. — Er läßt sein furchtbares, aber als Pflicht erkanntes Vorhaben ahnen. Er würde sich glücklich preisen, wenn ein plötzlicher Tod ihn von der Erfüllung jener schrecklichen Pflicht entbände, aber er verdammt diesen Wunsch als Feigheit. — Er ruft seine Willenskraft auf, und wenn diese den Sieg wird davon getragen haben, wird die Welt glauben, ruft er aus, daß es eine Tugend gibt! Vitale tritt ein; Vanina's Verrath bei so viel Treue, ihr

Ungehorsam bei so viel heißer Liebe für den Gatten, die Größe dieser Leidenschaft, welche allein sie zu diesem furchtbaren Entschluß veranlaßte, die Strafe für den Hochverrath am Vaterlande, den sie begangen, und die vollzogen werden muß, was auch Sampierri's von tausend Schmerzen gefolterten Herz dagegen einwenden mag, sind der Gegenstand der Unterredung der beiden Freunde. Vergebens versucht Vitale Bitten, Drohungen, Schmähungen, wie er den strengen Gatten unerschütterlich findet, um das Todesurtheil über Vanina aufzuheben, das ihr Gemahl selbst an ihr vollziehen will, damit das noch immer heißgeliebte Weib nicht durch Henkershand falle. Bereits ist derselbe Priester, der sie vor so vielen Jahren ihrem Gemahl angetraut, bei ihr, um sie zum Tode vorzubereiten. Sampierri entfernt sich; er vermag es nicht, Vitale's dringende Vorstellungen länger zu hören. Vitale will ihm folgen, er findet die Thür verschlossen. Vanina tritt bei der entgegengesetzten herein. Sie ist zum Tode bereitet, und ganz durchdrungen, ja überzeugt von der Nothwendigkeit des Entschlusses, den ihr Gemahl gefaßt hat. In diesem Augenblick, wo er das schöne, stolze und im Grund edle Weib als ein Opfer des Todes sieht, reißt sich seine lang und streng verborgene Leidenschaft aus der Tiefe seines Herzens los. Er gesteht

ihr seine Liebe, die schon vor ihrer Verbindung mit Sampierri entstanden war. Sie antwortet mit großer Würde, sie macht ihn zum Vollstrecker ihres letzten Willens. Julie soll ihr Leben in einem Kloster beschließen, die Amme ihr dort beigegeben werden, den Sohn empfiehlt sie seiner Leitung, aber keines ihrer Kinder soll je erfahren, von wessen Hand sie gestorben ist. Jetzt zeigt sich der Priester im Hintergrunde. Vitale entfernt sich mit einem Schrei des Entsetzens. Vanina kniet an ihrem Betpult nieder, über dem ein purpurfarbener Sammtvorhang hängt; Sampierri erscheint, wenige Worte voll tiefen Gehalts werden gewechselt — der Schicksalsdolch blinkt in des Gatten Hand — Vanina sinkt durchbohrt zur Erde, Sampierri zieht den Purpurvorhang herab, womit er die Leiche bedeckt. Einige Töne der Trauermusik, welche im Beginne des Stückes die Leiche des Kindes begleitete, begleiten auch den Tod der Mutter, und müssen bei der Aufführung von vielem Effect seyn. In dem Augenblicke wird wiederholt an die Thüre gepocht. Lorenzo tritt ein, er meldet eine neue Verschwörung. Er hat im Garten Leute gesehen, die durch die Gebüsche schlichen; er ist nach dem Soldatenquartier geeilt, um Hülfe zu suchen; sein Herr verweiset ihm sehr ernst diese Eigenmächtigkeit. Indeß hört man Tritte vieler Männer auf der gehei-

men Treppe. Das Thürschloß wird erbrochen, Assereto mit Begleitung, unter der man die beiden Banditen erkennt, tritt ein. Er fordert Sampierri auf, den Tractat zu halten, den er selbst entworfen und seine Frau nur abgeschrieben habe. Sampierri zeigt ihnen Vanina's Leiche — so hat er den Tractat unterzeichnet. Nun will Assereto und seine Begleiter ihn ergreifen, aber die Lärmkanone ertönt, corsische Soldaten dringen herein, die Genueser werden umringt, ein Kampf entbrennt; Sampierri, erfreut und erhoben durch den Gedanken eines Gefechts, ergreift das Schwert, ruft seine Landsleute zum Siege auf, Alles eilt stürmisch fort. Der Vorhang fällt.

Dieß ist nun in leichten Umrissen der Inhalt und Gang des Trauerspiels. Schwer aber läßt sich der ernste, ja düstere Ton darstellen, der durch das Ganze zieht. Es ist eben auch wie im „Wallenstein," ein finsterer Geist, der durch dieses Haus geht, dessen Sinnbild der Dolch ist, der von Geschlecht zu Geschlecht im feindlichen Stamme gewüthet hat, und den selbst die milde Schonung dieses letzten Sprößlings, dieser Vanina, nicht zu sühnen vermochte; denn dieser geschonte Sprößling wird der Verderber von Sampierri's Hause, bis er selbst an diesem Dolche verblutet.

Von sehr guter Wirkung scheint mir der un-

vermuthete Kampf, der die letzte Scene und das Stück schließt, und uns erlaubt, nach so vielem Tragischen, uns an einem kräftigen Kampf zu erheben, und nicht an Vanina's Leiche zu verzweifeln.

Die Nationalsitten, welche in dieser Blutrache, in der Leichenfeierlichkeit, in vielen kleinen Zügen, so wie in den Ansichten und abergläubischen Befürchtungen der Amme sich aussprechen, tragen ebenfalls zu der düstern Colorirung des Bildes bei, und ich sehe sie als einen besondern Vorzug desselben an, der mich nebst allen übrigen Verdiensten dieser poetischen Arbeit nur bedauern läßt, daß wir aus den anfangs erwähnten Ursachen wenig Hoffnung haben, dieß vorzügliche Werk einer unserer Mitbürgerinnen über unsere Bühne schreiten zu sehen.

Die graue Schwester.

— „Am 29. März d. J. ist im Spitale der Barmherzigen zu Rheims Mlle. d'Assy, eine Ordensschwester, am Typhus gestorben. Sie war aus einem der erstern Häuser der Stadt, jung, schön und sehr reich. Allein sie hatte allen diesen Vortheilen entsagt, um sich der Pflege der Kranken und der Wohlthätigkeit zu widmen, deren Opfer sie auch geworden ist. Ihr Tod erweckte allgemeine Sympathie.“

Wiener Zeitschrift Nr. 62.

So stand der Artikel in dem genannten Blatte, und es wäre, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, nicht zu verwundern gewesen, wenn in vielen Personen, welche diese Worte lasen, sich die Vorstellung ausgebildet hätte, das Mädchen müsse bei allen Gaben der Natur und des Glückes, womit sie überschüttet zu seyn geschienen, nicht glücklich gewesen seyn, weil sie freiwillig aller Jugendlust, allen Ansprüchen auf irdische Freuden

entsagen, und einen beschwerlichen, mühsamen Beruf ergreifen wollte, zu dem gewöhnlich nur Noth oder Unglück oder Reue treibt. Dieß letzte war nicht vorauszusetzen, das erste nicht vorhanden, so blieb nur das dritte übrig — das Unglück, und welche Art von Unglück ist bei einer jungen hübschen Person leichter und gewöhnlicher vorauszusetzen, als — Unglück in der Liebe? obgleich sich statt dessen noch viele andere Verkettungen der Umstände denken lassen, welche ein jugendliches Herz zerreißen können. Aber jenes drängt sich am ersten hervor, eine Heloise, eine Marianne im Siegwart steht vor dem Auge der Phantasie — man sieht dieß Fräulein d'Assy nach einer grausamen Trennung von dem geliebten Gegenstand, vielleicht durch den Tod, in diese heiligen Mauern flüchten, dort Einsamkeit, Entfernung von schmerzlichen Berührungen, und in hingebender Aufopferung für Andere — Ruhe und innern Frieden suchen.

Es ist möglich, daß dieses — oder etwas Ähnliches wirklich die Geschichte des Fräuleins d'Assy gewesen, und es hätte vielleicht irgend einem Novellisten Stoff zu einer Erzählung geben können; es ist aber auch eben so möglich, daß — wenn ein großes Unglück das jugendliche Gemüth zu diesem Entschlusse getrieben hat, dieß harte Geschick in

ganz anderer Art und durchaus nicht in zärtlichen Empfindungen bedingt gewesen sei.

Warum aber muß denn gerade diese Erklärungsart angenommen werden, warum muß im Voraus ausgemacht seyn, daß nur Verzweiflung oder die müde Sehnsucht eines erschöpften Gemüthes die Veranlassung zu einem solchen Schritte seyn könne. Blicken wir um uns — fragen wir bei glaubhaften Personen über das Walten und Thun der grauen Schwestern an, die ja seit einigen Jahren in unserer Mitte leben; beobachten wir ihren Lebenslauf, ihr Betragen an den Krankenbetten ihres Spitals, wo sie ohne Rücksicht auf Geschlecht, Stand oder Glauben, jeden hülfsbedürftigen Kranken aufnehmen; folgen wir ihnen in die Familien, ans Bette der Kranken, zu welchen man sie ruft — beobachten wir hier ihr Benehmen, diese Freundlichkeit, diese unermüdliche Geduld, diese immergleiche Heiterkeit bei den beschwerlichsten Diensten, und wir werden, vielleicht nicht ohne heimliche Beschämung, die Vermuthung aufgeben, daß weltliche Motive dieser Hingebung zum Grunde liegen, und wir werden den himmelweiten Unterterschied zwischen den Resultaten dieser Motive bei gewöhnlichen Wärterinnen, im Vergleiche mit dem der grauen Schwestern, einsehen.

Himmelweit! dieß Wort, welches man im

gewöhnlichen Leben so oft ohne weitere Bedeutung aussprechen hört, ist hier ganz an seiner Stelle. Diese Schwestern thun Alles, was andere Wärterinnen thun, aber sie thun es auf ganz andere Weise. Was bei Jenen um Geld geschieht, geschieht bei diesen um der Liebe zu Gott willen. Ihre Beweggründe sind so weit von einander entfernt, als es der Himmel von der Erde ist. Aus dieser werden die Metalle, das Gold gegraben, um welches es sich bei der gewöhnlichen Pflege der Kranken, wie bei jedem andern Erwerbszweige, handelt, — während jene, von überirdischen Beweggründen geleitet, durch Alles, was sie thun und leisten (und sie leisten Vieles) nichts erwarten und nichts erlangen, als das Bewußtsein, ihre Pflicht aus Liebe zu Gott erfüllt zu haben.

Der ehrwürdige und allbekannte Erzbischof von Cambray, Fenelon, sagt in einer seiner täglichen Betrachtungen:

„Gott allein wird unser Herz erfüllen, welches bis jetzt die Welt berauscht, erschüttert hatte, ohne es auszufüllen. Er wird uns nur das entziehen, was uns unglücklich macht; Er wird uns nichts geringschätzen lehren, als die Welt, die wir vielleicht schon jetzt verachten. Er wird uns die meisten Dinge thun lassen, die wir bisher thaten, aber schlecht thaten; da wir sie im Gegentheil gut

machen werden, wenn wir sie alle auf Gott beziehen. Alles, bis auf die unbedeutendste Handlung eines einfachen und gewöhnlichen Lebens, wird sich dann in Trost, Verdienst und Belohnung verkehren.“

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, erscheint auch recht deutlich der Abstand zwischen einer solchen grauen Schwester und einer Nonne, die Schmerz, wenn auch gerechter, oder Reue, oder Ekel an der Welt ins Kloster und zu diesem Beruf geführt. Wenn diese in ihrer freiwillig übernommenen schweren Pflicht entweder Vergessenheit früheren Glückes, oder Sühnung für frühere Schuld, oder einen Gehalt für ein schales Leben sucht: so begibt jene sich aus Liebe zu Gott und aus dem kindlichen Verlangen, dem Vater im Himmel wohlgefällig zu seyn, in das Spital, und widmet sich mit klarer Überzeugung von der Verdienstlichkeit der übernommenen Pflicht allen, wenn auch ermüdenden, abschreckenden, ja oft lebensgefährlichen Leistungen, welche ihr Amt von ihr erheischt. Keine Laune, keine Klage, keine Wunderlichkeit des Kranken verletzt sie; sie dient ja nicht dem Menschen, dem gebrechlichen, fehlerhaften Geschöpf — sie dient Gott, der sie sieht, der ihre Gesinnung kennt, und so ist der Kranke nur der Gegenstand, an dem sie ihre Pflichten,

ihre Liebe zu Gott übt. Hätte sein Wille sie zur Aufseherin in einer Kinderwart-Anstalt gemacht, — sie würde auch diesem Posten mit Fleiß und Aufopferung vorgestanden haben — denn nicht die Leistung, nur die Absicht, aus der sie geschieht, der Zweck, nach dem sie strebt: Gottes Willen aus Liebe zu ihm zu erfüllen, ist der eigentliche Beweggrund ihrer Handlungen.

Aus dieser Ursache sieht man diese Frauen jedem unbekannten, nie vorher gesehenen Kranken mit der gleichen Freundlichkeit und Dienstfertigkeit entgegenkommen, ihn mit eben der Geduld, Sanftmuth und gewissenhaften Treue pflegen, wie man sonst nur werthe oder hochempfohlene Kranke pflegen sieht. Darum sieht man Schwestern, denen eine höhere Geburt oder eine feinere Erziehung wohl solche eigentliche Magdsdienste verleiden, oder sie der gewöhnlichen Ansicht nach davon befreien sollten, ohne nur von ferne zu glauben, daß sie sich herablassen, indem sie dieß thun, vor einer armen Kranken hinknieen und ihr Schuhe und Strümpfe ausziehen. Es ist ja nicht die arme Person niedrigen Standes, der sie diesen Dienst erweisen, es ist nicht der unbekannte Fremdling, den sie willfährig in ihr Krankenhaus aufnehmen — Nein! es ist — im Sinne dieser Frauen und nach der Richtung ihres Geistes — Jesus Christus selbst,

ihr Meister, ihr Lehrer, ihr Heiland, den sie in der Gestalt des Hilfsbedürftigen oder Leidenden bei sich aufnehmen, den sie erquicken, heilen u. s. w.

So betrachten diese frommen Seelen das Geschäft der Krankenpflege, dem sie sich aus Liebe zu eben diesem Heilande gewidmet haben. So betrachtete der fromme und ritterliche König Ludwig der Heilige seine Armen, die er an seinem Tische speisete und sie bediente. So sehen auch unsere Österreichischen Fürsten, die der Welt hierin zum Beispiele dienen, die (nach der Zahl der heil. Apostel) gewählten Armen an, denen sie jährlich am Gründonnerstage die Füße waschen; und so läßt sich auch wohl genügend und erhebend der Beruf des Fräuleins d'Assy erklären, und ihr Entschluß erscheint nun, statt als eine Eingebung allmächtiger Leidenschaft, ganz einfach, wie die heitere, gottgefällige Wahl ihrer Bestimmung, still und klar aus der stillen klaren Seele hervorgegangen.

Vergebens suchen wir in den Geschichten des Alterthums, selbst in der Geschichte des Volkes Gottes nach Beispielen solcher Art, welche ein ganzes, noch kaum aufgeblühtes Leben einem frommen Berufe, der Ergebung in Gottes Willen und dem Heile der Mitmenschen widmet. Wohl hat die Profangeschichte, zumal die Römische, ein=

zelne Beispiele solcher großmüthiger Aufopferungen, sie hat einen Mucius Scävola, einen Decius Mus u. s. w.; sie hat auch ein Institut den Göttern geheiligter Jungfrauen; sie hat hier und dort im Leben von Männern und Frauen einzelne Züge von Todesverachtung oder von standhafter Erduldung großer Schmerzen, und von einem Muth, der vielleicht größer ist, als der Heldenmuth auf dem Schlachtfelde — von dem Muth der Selbstüberwindung. Aber alle diese Züge von Seelengröße und Geisteskraft waren entweder Erzeugnisse des begeisterten Augenblicks, den sie selten überdauerten, oder sie endeten mit dem Leben des Opfers selbst, das sich dem Tod geweiht hatte. Jene Gottgewidmeten Vestalinnen aber lebten in Ansehn und Überfluß, und glichen mehr unsern Damen in adeligen geistlichen Stiftern, wie sie vor der Revolution in Deutschland bestanden. Nirgend aber findet sich ein Beispiel solcher stiller, demuthsvoller, unbelohnter Widmung einer ganzen Existenz, die von nun an, dem Besitzer gleichsam entfremdet, nur für Andere, nur zu deren Heil und Trost vorhanden wäre. Und diese Andern sind oft, ja meistens unbekannte, gleichgültige Menschen, die aber von dem Augenblicke an, wo sie die Pflege dieser frommen Schwestern auffordern, für sie Gegenstände der unermüdlichsten Sorge,

der liebenswürdigsten Milde, und unerschöpflicher Geduld werden. Dabei dürfen sie nicht hoffen, daß außer ihrem nächsten Wirkungskreis die Welt Notiz von den Leistungen der Einzelnen nehmen wird, während wir nach mehr als zweitausend Jahren noch jene Helden und Heldinnen des Alterthums bewundern, uns daran erheben, und die Hoffnung auf diese Art von Unsterblichkeit mitunter wohl der mächtigste Sporn für jene Aufopfernden und ihr heißgesuchter Lohn war.

Und was war es — welche Macht, die diese Hingebung, diese mehr als stoische Aufopferung bewirkte? Die Religion, das Christenthum, indem es die Liebe zu Gott als alleiniges Werkzeug gebraucht, um solche moralische Wunder hervorzubringen, von denen die antike Welt keine Vorstellung, weil keinen Sinn dafür hatte. Erst seit das Christenthum die Welt umgestaltet hat, sind solche Wunder möglich geworden.

Die ersten Spuren von Entschlüssen und Unternehmungen dieser Art mit gänzlicher Entäußerung des eignen Vortheils und Willens, finden sich in dem Orden der Ritter des Spitals in Jerusalem zu den Zeiten der Kreuzzüge, die sich der Pflege der kranken Pilger, so wie ihrer Vertheidigung gegen die Ungläubigen widmeten, und mit eben den Händen, welche Schwert und

Lanze schwangen, die Siechen oder Verwundeten pflegten.

Durch das ganze Mittelalter wehete dieser warme Hauch der Liebe und Aufopferung. Er erzeugte fromme Stiftungen, mildthätige Orden, die in den verschiedensten Richtungen für das geistige und physische Wohl der Menschheit bemüht waren. Wenn die Einen die Wälder lichteten, womit damals ein großer Theil von Europa bedeckt war, den Boden urbar machten, und späterhin die Finsternisse der Unwissenheit zu zertheilen, die Geister der Jugend zu belehren und zu unterrichten unternahmen, so widmeten Andere sich der Befreiung gefangener Christen aus der Sclaverei der Ungläubigen, oder der Aufnahme und Pflege hülfloser Pilger in fremden Ländern. Es entstanden die Orden der barmherzigen Brüder, der Elisabethinerinnen; und endlich bloß durch die menschenfreundlichen Anstrengungen des frommen Vincent de St. Paul der Orden der grauen Schwestern. Dieses Mannes Verdienste sind größer und nachhaltiger wirkend als es erkannt und ihm gedankt wird. Billig sollten alle Diejenigen, welche die wohlthätige Pflege dieser Frauen an sich selbst oder an ihnen werthen Personen erfahren haben, das Andenken jenes edlen Mannes segnen, dem dieses Institut seine Entstehung verdankt, und

der in unserer zu Denkmalen und Ehrenstiftungen so geneigten Zeit, wohl eben so gut und besser als mancher Gelehrte oder Kriegsheld, ein Denkmal der Dankbarkeit von künftigen Geschlechtern verdient hätte.

Die Jubelfeier.

Am 31. Mai ist in allen dem preußischen Scepter unterworfenen Ländern die Thronbesteigung Friedrichs II., den Preußen mit Recht als der eigentliche Begründer seiner Bedeutenheit im europäischen Staatenvereine betrachtet, mit allgemeiner Theilnahme und freudigem Stolz gefeiert worden. Es ist recht, es ist löblich, es macht dem Vaterlandsgefühl der Preußen Ehre. Friedrich II., den Viele den Großen nennen, hat durch seinen unternehmenden Geist, durch sein gewaltiges Genie, durch sein militärisches Talent — mit einem Wort, bloß durch sich selbst und seine Individualität, Ungeheures, ja Unglaubliches erreicht. Er hat, was noch mehr sagen will, einen Impuls gegeben, der bereits ein Jahrhundert hindurch gewirkt hat und in Zukunft fortwirken wird, um den Preußischen Staat, der vor dieser Periode ziemlich unbeachtet zwischen größeren Reichen lag, zu dem Range einer der ersten Mächte von Europa, zu einem Mitgliede der vielbesprochenen Pentarchie

zu erheben. Die Preußen sind Deutsche wie wir — laßt uns ihnen brüderlich die Hand reichen, laßt uns, eingedenk was unsere edlen Sänger Körner und Schenkendorf vor beinahe dreißig Jahren sangen, rufen:

Doch Brüder sind wir allzumal
Und das schwellt unsern Muth.
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft Ein Gott, Ein Vaterland,
Ein treues, deutsches Blut.

Körner.

und:

Der Völker Zorn versank zu Aschen,
Des Unglücks Fluth hat abgewaschen,
Was wider's Recht geschehn.
Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden,
Ein Geist, Ein Herz, Ein Sinn, Ein Orden,
Ein Deutschland groß und schön!

Schenkendorf.

und uns ihrer Freuden als Kinder des gemeinsamen Vaterlandes, als Mitkämpfer für dasselbe heilige Recht, als verbunden durch Sprache, Sitte und Gesinnung, herzlich erfreuen! Laßt uns aber als Österreicher nicht vergessen, daß auch wir im Jahre 1840 ein hundertjähriges, eben so freudiges, eben so ruhmwürdiges Jubiläum zu feiern haben.

Am 20. October 1740 bestieg Maria Theresia, die von Vielen mit vielem Recht ebenfalls die

Große genannt, den erledigten Thron ihres Vaters — ihres ganzen, durch fast fünf Jahrhunderte regierenden, nun mit ihrem Vater ausgestorbenen Hauses. Sie hatte nicht nöthig, Eroberungen zu machen, um einem an sich kleinen Staat Bedeutenheit zu verschaffen. — Einzige Erbin und Beherrscherin eines großen Reiches, jung, schön, mit einem Gemahl, den sie aus Liebe gewählt, verbunden, schien ihr Alles zuzulächeln, und sie nur bestimmt, sich ihres glänzenden Looses zu erfreuen. Ihr Vater hatte, liebend für sie besorgt und ihre Stellung zu dem übrigen Europa reiflich erwägend, sich keine Anstrengung verdrießen lassen, um der einzigen Tochter durch die pragmatische Sanction den Fortbestand und Besitz der angeerbten Reiche zu sichern. So schied Carl VI. aus der Welt, aber sein großer Feldherr Prinz Eugen von Savoyen, richtiger um sich her und in die Zukunft blickend, war der Meinung: ein wohleingeübtes Heer und ein gefüllter Schatz würden seiner Tochter eine sicherere Garantie ihres Erbes gewesen seyn, als jene geschriebenen Tractate.

Er hatte die Wahrheit nur zu gut erkannt. Bald erhoben sich von allen Seiten die zu Theresiens und Österreichs Verderben bewaffneten Mächte. Alle jene Versprechungen und Anerkennungen wurden jetzt verläugnet, alle Verträge

über den Haufen geworfen, und die glückliche Constellation, eine junge Fürstin auf dem Throne eines großen Reiches ohne hinlängliche Armee, ohne Bundesgenossen, ohne irgend einen Schutz, auf den sie hätte bauen können, zu finden, schien jene Mächte gleichsam aufzufordern, eine so günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, sondern mit gesammten Kräften über Österreich herzufallen, jede für sich das ihr gelegene Stück der Länder an sich zu reißen, nach welchem sie schon vielleicht lange lüstern war, somit das Habsburgische Erbe zu vernichten und einen alten Plan Frankreichs, den schon Heinrich **IV.** entworfen, ins Leben treten zu machen.

Die Vorsicht, deren Wege hoch über uns „in heiligen Finsternissen“ gehen, und die besser weiß, was der Menschheit frommt, hatte es aber anders beschlossen. Diese von so vielen Feinden bedrängte, junge, schöne Fürstin besaß männlichen Geist und männlichen Muth, ohne im Geringsten, wie alle geschichtlichen Schilderungen und alle Erinnerungen der wenigen noch lebenden Zeitgenossen bestätigen, aus der Bahn echter Weiblichkeit zu weichen. Sie fand in sich selbst die Kraft, den heranbrechenden Gefahren zu widerstehen, und in dem Vertrauen, mit welchem sie ihre Völker behandelte, in der Liebe und Anhänglichkeit, welche diese für sie empfanden, die Mittel, jene zu be=

kämpfen und zu überwinden. Vor allen zeichneten sich in diesem Drang der Umstände die treuen Ungarn aus, und ihnen verdankte die große Frau das Meiste von ihren Siegen über so viele, so mächtige, so habsüchtige Gegner.

Auf diese Weise hat sie wohl den Österreichischen Staat nicht erst in seiner Ausdehnung und Macht gegründet, wie Friedrich **II.** den Preußischen; sie hat nicht ein bis dahin unbeachtetes Reich zu einem der ersten in Europa erhoben, aber sie hat das von grimmigen Feinden auf allen Seiten bedrängte, bestrittene mit Würde und Kraft erhalten; sie hat diesen Feinden obgesiegt, sie zurückgeschlagen, und nur dem Einen, eben jenem Friedrich **II.** einen Theil ihres Erbes — ungern genug — überlassen, denn sie versuchte bald darauf, wiewohl vergeblich, es ihm wieder zu entreißen.

In diesem Sinne nun kann man Marien Theresien, wenn nicht die Gründerin, doch die Erhalterin und Schirmerin der Österreichischen Monarchie nennen, und ihr Andenken, die Jubelfeier ihres Regierungsantrittes, sollte allen Bewohnern ihrer weiten Erblande theuer, und einer hohen Feierlichkeit würdig seyn.

Alles Gute, dessen sich die Bewohner des Österreichischen, aus so verschiedenen Nationen gebildeten Staates erfreuen, alle Segnungen, die ihm unter jener großen Regentin und deren Nach-

folgern bis auf unsere Tage zugeflossen sind, danken wir jener Erhaltung der Monarchie und folglich Marien Theresien. Ihr danken wir den Edelsinn, die Beharrlichkeit und Kraft, womit ihr unvergeßlicher Enkel Kaiser Franz durch mehr als zwanzig Jahre den Riesenkampf mit dem revolutionirten Frankreich bestand, allein auf dem Schlachtfelde aushielt, und sich unerschütterlich behauptete, als längst das übrige Deutschland sich vor dem allmächtigen Gewalthaber gebeugt, und seine Suprematie anerkannt hatte. Jenen Fortbestand der Monarchie und folglich Marien Theresien, verdankt ferner nicht bloß Österreich, sondern ganz Deutschland und Europa die kräftige Hülfe, womit jenes in dem verhängnißvollen Jahre 1813 die Parthei des Vaterlandes ergriff, obgleich häusliche Rücksichten etwas Anderes anzurathen schienen. Damals ward Österreich Deutschlands Schild, so wie Preußen sein Schwert wurde und Rußland die fernhin treffende Lanze.

Alle diese Erhebungen, diese Siege, diese glänzenden Erfolge sind die Frucht des Muthes, der Standhaftigkeit und Geistesstärke, mit welchen vor hundert Jahren jene große Frau »nicht am Vaterland verzweifelnd,« mit echtem Römersinn sich mitten in jenen Stürmen aufrecht erhielt. Aber diese Frau hatte in ihrem christlichen Sinn noch eine Stütze, die dem Römer fehlte: Sie ver-

zweifelte nicht bloß **nicht am Vaterlande**, sie verzweifelte **auch nicht an Gott**. Ihm vertraute sie mit Ergebung. Im frommen Gebethe und christlicher Gesinnung fand sie ihre Stärke und Gottes Segen krönte ihre gerechten Bestrebungen.

Ich habe sie noch persönlich gekannt, freilich nur in meinem Kindesalter, aber ihr Bild, das Bild dieser trotz ihres Alters majestätischen Frau, ihre Züge, die, obgleich von den Blattern verdorben, noch edel und geistvoll waren, stehen lebhaft vor meiner Erinnerung. Ich höre noch den Ton ihrer Stimme, und sehe die unaussprechliche Milde mit Hoheit gepaart, die Alles, was sie that oder sagte, veredelte, verklärte, möchte ich sagen, und ich freue mich, daß sich mir dieß Bild so treu bewahrt hat. Es war eine schöne Zeit, die Zeit ihrer Regierung! Noch denken die Provinzen ihres weiten Reiches derselben mit dankbarer Liebe, dieser Zeit voll Frieden, Ordnung, Rechtlichkeit und sittlicher Mäßigung. Wie ein seliges Eiland hinter rauhen, von Wogen umstürmten Felsenriffen, liegt es hinter 25 Jahren voll Krieg, Elend und Leiden in unserer Erinnerung, und gern flüchtet sich in Gedanken jeder Geist in jenes Arkadien, von dem das neue Geschlecht ausgeschlossen ist und bleibt. —

Rococo.

Ein Abend im Belvedere-Garten.

Der warme Sommertag geht zu Ende. Mild und freundlich sinkt die Sonne nach vollbrachtem Tageslauf den Bergen zu, welche Wien in lieblichem Halbkreis umfangen und Purpur und Gold schimmert in den Gewölken, die, den Abschied der Tageskönigin feiernd, ihren Thron umgeben. Sie mahnen an Lamartine's schöne Ode:

Le roi brillant du jour se couchant dans sa gloire
Descend avec lenteur de son char de victoire u s. w.

und es scheint wirklich, als zögre das prächtige Gestirn gern noch ein wenig, ehe es sich hinter die Berge versenkt, und überblicke mit zufriedenem Strahl die heute durchlaufene Bahn, auf der es über Myriaden Wesen Wärme, Licht und Leben verbreitet und so nach des Schöpfers Geheiß Segen gespendet hat.

Es ist still und feierlich um mich her in dem weiten alterthümlichen Garten. Nur hier und da

wandelt ein einsamer Spaziergänger, oder eine sorgsame Wärterin sitzt auf einer der Bänke und bewacht die Kleinen, die vor ihr auf dem Grasplatze spielen, und der goldige Abendschimmer, der durch die dunkeln, schnurgeraden Alleen spielt, gemahnt den Beschauer wie ein freundliches Lächeln auf den sonst immer ernsten Zügen eines strengen Gebiethers.

Von oben herab blickt majestätisch und imposant das Gebäude der k. k. Bildergallerie mit seinen vier Thürmen in seiner architectonischen Pracht. Es erinnert an eine der Baukunst geneigte Zeit und an den großen Helden, der mit seinem echten Feldherrnblick diesen weitumschauenden Punct gewählt hatte, um sich seinen Sommerpallast zu erbauen. Dieser Pallast, dieser leicht übersichtliche Garten mit seinen steifen Alleen, den glattgeschornen Hecken, den aufsteigenden drei bis vier Terrassen, den großen Wasserbecken und colossalen Sphinxen, die in symmetrischer Ordnung am Ende jedes Absatzes Wache zu halten scheinen, der fast gänzliche Mangel an den heitern Kindern Florens, die unsere jetzigen Gärten so freundlich in bunter Pracht beleben — Alles deutet auf eine längst vergangene Periode, wo die Menschen, welche damals lebten, diesen Pallast, diesen Garten nach den damaligen Begriffen und Bedürfnissen ihres

Culturzustandes, nach der Stufe von Geistesbildung und geselligem Verkehr, auf der sie sich befanden, angelegt und geschmückt haben.

Nun belebt sich das ernste Gemälde vor den Augen meiner Phantasie und die breiten geraden Gänge bevölkern sich mit Gestalten aus jener oder der nicht viel spätern Zeit, von der die letzten Reste noch in meine Kindheit hineinragten. Herren in gallonirten oder gestickten Kleidern, den Degen an der Seite, den dreieckigen Hut entweder unterm Arm oder auf dem gekräuselten gepuderten Haar, mit langschößigen Westen, kurzen Unterkleidern von der Farbe des Rockes, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, wandeln vor mir auf den Terrassen des Gartens. Ihnen zur Seite oder an ihrem Arm bewegen sich Damen in breiten Reifröcken, in faltenreichen schöngarnierten Adriennen, deren Schleppe hier oder da, wenn die Dame höhern Ranges ist, ein Bedienter nachträgt. Auch der Dame Haar ist aufgekräuselt und mit Puder bestreut und eine kleine Haube von Blonden oder andern Spitzen, auch wohl mit Blumen geziert, sitzt ganz oben auf der aufgethürmten Frisur. So wandeln sie langsam und ehrbar, denn die Dame trägt Schuhe mit hohen Absätzen und geht daher nicht geschwind. Gut, daß hier aus den glattgeschornen Hecken kein

Zweiglein hervorragt, das der Garnirung von Flor und Bändern auf dem Kleid der Dame Gefahr drohen, keine Rasensäume mit Abendthau befeuchtet, diese seidenen Schleppen verderben könnten. Hier ist Alles glatt, klar und sicher! Hier kann man ohne Anstoß im Visitenanzug spazieren gehen, und höchstens dürften die Schnacken durch die weißseidenen Strümpfe den Beinen der Herren gefährlich werden.

Hatten jene Gestalten die Runde des freilich langen Gartens ein- oder ein paarmal gemacht, so hatten sie einen nach den Begriffen jener Zeit bedeutenden Spaziergang vollendet, und kehrten gern ungelockt von den Reizen eines schönen Sommerabends, in die mit Nuß- oder Eichenholz getäfelten Zimmer zurück, wo eben dieses Getäfel, die hohen Flügelthüren mit goldenen Leisten, die dunkeln Tapeten von rothem oder grünem Damast, die hohen Pendeluhrkasten, die chinesischen Vasen und Figuren einen ernsten Geist verbreiteten; setzten sich zu den Spieltischen, tranken ihren Chokolat aus sächsischem oder japanischem Porzellan, trennten sich, wenn die Wagen gemeldet wurden, spätestens um neun Uhr Abends, und suchten ihre Nachtruhe in großen Himmelbetten mit schweren seidenen Vorhängen.

Das war Rococo! Hierher paßten alle diese

Geräthe, Kleider und gesellschaftlichen Formen. Dieser Garten, jener Pallast dort, ist selbst Rococo! Damals war keine Rede von „Bewegung in freier Luft," von Schwimmanstalten, von Landparthien, Bade- oder andern Lustreisen. In die Bäder gingen nur die wirklich Kranken; Reisen machte, wer mußte, und ans Spazierengehen war bei den gepuderten Frisuren der Herren und Damen, besonders unter den häufigen Windstößen in unserer Kaiserstadt, gar nicht zu denken, wenn man nicht des Tags zwei- oder dreimal neue Toilette machen wollte. Auch war es damals nur bei schlechtem Wetter, oder nur Vormittags bei Bekannten erlaubt, in Stiefeln einzutreten, und diese wurden nur wenn man zu Pferde stieg, angezogen, wo denn nach einem Spazierritt die Reitgerte in der Hand des Reiters als Entschuldigungszeichen galt, daß er, ohne vorher seine Fußbekleidung gewechselt zu haben, in Stiefeln eintrat.

Natürlicher Weise wurden bei dieser Lebensweise Kleidung, Kopfputz und Chaussüren sehr geschont, und eben so war es mit der Zimmereinrichtung. Nie verirrte sich in diese Zimmer auch nur die kleinste Wolke Rauchtabak; kein kothiger Stiefel betrat diese Fußböden; kein struppichter Lockenkopf eines Elegants rieb sich an den Rücklehnen der damastenen Armstühle; kein bestiefelter Fuß

stemmte sich gegen den verschnitzten oder vergoldeten Sessel oder Tisch, um sich in halb liegender Stellung bequem zu erhalten, oder berührte gar das Sopha, wenn sich sein Eigenthümer vollends darauf hinstreckte. Und so wie Zimmer, Anzug und Kopfputz, waren auch Gesinnung, Unterhaltung und Geistesrichtung in vollkommener Harmonie. Damals wurde nicht der fünfzigste Theil der Bücher geschrieben und gedruckt, welche jetzt das leselustige Publikum beschäftigen, einen großen Theil der Zeit jedes auch nur halbgebildeten Menschen in Anspruch nehmen, und die Lesenden in politische und literarische Partheien theilen. Damals brachte man weit mehr Zeit im Umkreis seiner Wohnung zu, und es gab auch — man darf wohl sagen — nicht den fünfzigsten Theil der Anlockungen zum Ausgehen, zum Hören, Sehen, Beschauen aller der Ausstellungen, Concerte, Soiréen, Musiken, Reunionen u. s. w., deren Ankündigungen die Mauern weithin bedecken, und das Publikum nach allen Seiten zum Genießen außer ihren Häusern und meist in freier Luft einladen — abgesehen davon, daß die Vorschriften und Rathschläge der Ärzte mit Bade- und andern Reisen, mit Schwimmschulen, Wasserkuren u. s. w., mit Anempfehlung von Bewegung und Luftveränderung diese Lockungen vervielfachen und gleichsam sanctioniren. Das Leben un-

serer Urgroß- und Großältern war stetig, sitzend, ruhig, und darum auch mit ihrer Kleidung und Wohnung ganz aus Einem Stück, und wohl dem Menschen und dem Zeitalter, von dem man das sagen kann, bei dem Grundsätze, Bildungsstufe und Lebensweise durchaus im Einklang sind. Damals gab es keinen Zwiespalt der wirklichen und erträumten Welt, keinen Weltschmerz, keine Zerrissenheit, keine durch jenen Zwiespalt erzeugte oder erkünstelte Verzweiflung, keine blasirte Jugend, keine Kunstgreise, wie Jean Paul die verwelkten jungen Herren nennt. Lebensweise und Tracht hatten sich organisch aus dem Zustand der Gesellschaft entwickelt, waren Eins mit ihr, und erhielten sich darum mit wenigen Abänderungen bis in das letzte Fünftel des vorigen Jahrhunderts.

Aber damals trat jene große Umwälzung ein, welche die politische Welt erschütterte, das Unterste zu Oberst kehrte, und dadurch denn auch eine gänzliche Umwandlung in Lebensweise, Tracht und Hauseinrichtung erzeugte. Freiheit! Zwanglosigkeit, leichte Beweglichkeit war ihr Losungswort. Sie streifte die Reifröcke, die bauschigen Falten von den Kleidern der Damen, schnitt die unbequemen Schleppen ab, schaffte die Staatskleider, die steifen Zöpfe, gepuderten Cadogans und Haarbeutel der Herren ab, stellte die Fersen der Damen auf die ebene Erde,

indem sie die Absätze an den Schuhen verboth, und machte sie dadurch fähig, dem Sinn für schöne Naturscenen, der dazumal zu erwachen anfing, auf Spaziergängen durch Feld und Wald, über Berg und Thal zu folgen. Fußreisen und weitere Fahrten, lebhafterer Zusammenhang mit entfernten Ländern, den schon die damals unaufhörlichen Kriegszüge und Emigrationen begünstigten, brachten eine Menge neuer Ideen in Umlauf; der Freiheitskampf der neuentstandenen Republik in Frankreich mischte diesen Begriffen Republikanische Elemente bei, und lenkte die Geister auf das ebenfalls Republikanische Alterthum, auf Römer und Griechen. Nicht bloß ihre Gesinnungen und Grundsätze, auch ihre Künste, ihre Kleidung, ihre häuslichen Umgebungen wurden ein Gegenstand der Nachahmung. Die nicht lange vorher entdeckten Wunder der Unterwelt in Pompeji und Herkulanum lieferten die schönsten Vorbilder im reinsten Geschmacke des Alterthums. Nun wurden die Wände der Salons mit leichten Stoffen an dünnen Säulen, an Thyrsusstäben befestigt, drapirt; Argand'sche Lampen gossen ihr reines Licht durch die heitern Räume, Schränke, Tische, Arm- und andere Sessel waren griechischen und römischen Geräthschaften nachgebildet, und Porzellan- und Silbergeschirr zeigte die edlen Formen der etruskischen Vasen. Die Kleider der Frauen liefen

nicht mehr vorn an der Taille in eine Spitze aus, sondern waren nach den Vorbildern von Statuen und Gemälden unter der Brust gegürtet. Die Haare der Damen und Herren wurden vom Puder gereinigt, und erschienen in ihrer natürlichen Farbe, kein hohes Kopfzeug gefiel mehr, alle Männer und viele Frauen ließen ihr Haar kurz schneiden und in Locken à la Titus legen. Manche Damen, die es nicht kürzen wollten, schlangen es rückwärts im Nacken in einen Knoten, während vorn um Stirn und Schläfe sich leichte Löckchen ringelten. Die schweren Tapeten, die dunkeln Boiserien verschwanden von den Wänden, mit ihnen die massiven Stühle, die Tische auf Ziegenfüßen, die Schränke und Gueridons von Vieux lac; die chinesischen Figuren, die Japanischen Vasen; kurz alle die Umgebungen, welche sich wohl mit jener gemessenen ruhigen Lebensweise vertragen hatten, durchaus aber nicht für ein Zeitalter paßten, das sich von jedem Zwang befreien, in Religion und bürgerlicher Existenz alles Alte als Vorurtheil, als Hinderniß abwerfen, und ein unermeßliches Feld des Fortschrittes eröffnen wollte.

Für solche Naturen, mit solchen Ansichten, schickten sich die äußern Lebensbedingungen, wie sie sich nach der gewaltigen Crisis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ebenfalls organisch aus der

damaligen Bildungsstufe entwickelten und sie erhielten sich auch so ziemlich auf gleiche Weise bis vor ungefähr zehn Jahren. Seitdem aber hat die Cultur keinen Rückschritt gemacht, sie geht vielmehr — wenigstens in realistischer Richtung, rasch auf Eisenbahnen und Dampfmaschinen vorwärts, und was in allen Zweigen der Naturwissenschaften geschieht, läßt mit großem Recht auf noch viel weitere Riesenschritte schließen.

Warum also in Kleidern und Hauseinrichtung dieses Zurückgehen in eine versunkene Zeit, welche noch vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren mit dem Namen der Perücken- und Haarbeutelzeit in Kunst und Literatur geschmäht und verspottet wurde? Warum dieß Nachahmen von Formen und Schnitten, über welche unsere Mütter vor vierzig und wir selbst vor 15 — 20 Jahren als über geschmacklose, groteske Dinge gelacht haben? Warum gefallen uns jetzt die krausen Garnirungen, die faltenreichen Gewänder, die Steifröcke, die einer Dame von den Hüften abwärts das Ansehen einer Glocke geben, und die uns auf Gemälden aus dem Anfang oder der Mitte des vorigen Jahrhunderts lächerlich vorkommen? Warum sind die einfachen, antiken Formen, die doch gewiß das Gepräge des echten Geschmackes trugen, aus unsern Umgebungen verschwunden und haben viel verschnör-

kelten, überladenen, ja sogar chinesischen Gestalten Platz gemacht? — Warum?

Es ist die Mode — es ist die Caprice der Mode, die uns diese Formen aus der Vergangenheit heraufbeschworen hat. Sie sind nicht Eins mit unserer Lebensart und den Bedürfnissen unsers Culturstandes. Ein deutlicher Beweis scheint mir darin zu liegen, daß sich diese Mode, dieses Rococo nicht auch auf das männliche Geschlecht erstreckt. Neben der Dame im glockenförmigen Reifrocke mit krausgarnirten Ärmeln, die eine Nachbildung der längstvergessenen Engageanten vorstellen sollen, geht der bärtige Herr mit rundem Hut im einfachen Paletot, der viel mehr einem Flausrocke als dem gestickten Staatskleide seines Urgroßvaters gleicht, spazieren. Mit Stiefeln und Pantalons darüber, die Cigarre im Munde, wiegt er sich auf dem reichvergoldeten Lehnstuhl, und hat die weißen Strümpfe, die kurzen Unterkleider, den dreieckigen Hut, die Taschenwesten seinem Bedienten und Kutscher zu tragen gegeben, damit die alte Mode der Urgroßväter doch irgendwo repräsentirt werde.

Aus allen diesen Symptomen getraue ich mir nun zu prophezeihen, daß das Rococo als eine bloße äußerliche Decoration, die keinen Grund und

Halt in unserm Leben hat, wahrscheinlich bald vorübergehen und einem andern Geschmack Platz machen werde. Gebe nur der Himmel, daß dieser dann ein aus unsern Lebensbedingungen von selbst entstandener, diesen homogener, und von der echten Kunst zu billigender seyn möge.

Der Kirchenbau zu Gran in Ungarn.

Reisebericht an eine Freundin.

Wien, im Januar 1828.

Unser Zeitalter ist reich an Erfindungen, welche das Leben bequem genießen machen. Dampfboote und Eilwagen, Wege unter dem Wasser und Telegraphen, Luftheitzungen und Dreschmaschinen sind lauter Anstalten, um schnell, mühelos und möglichst angenehm das zu erreichen, woran unsere Vorfahrer oft viel Zeit und Anstrengung verwenden mußten, oder es nicht ohne Unbequemlichkeit genießen konnten.

Das Nützliche, das Frische, das Neue ist jetzt das Beliebteste, und Unternehmungen, denen eine bloße Idee, und wäre sie auch noch so erhaben, zum Grunde liegt, die keinen nahen oder wesentlichen Vortheil bringen, werden in der Regel wenig Anklang und noch weniger Unterstützung finden. Diese Richtung zeigt sich überall, in Privat- und öffentlichen Anstalten, und spricht sich in den Erzeugnissen der Handwerker, wie in den Leistungen der

Künstler und Gelehrten aus. Man will bald fertig seyn, man will säen, aber nicht lange auf die Ernte warten, der Augenblick herrscht, und ihn aufs ergiebigste oder angenehmste zu benützen, ist die Summe aller Weisheit. Mit Angst und Grauen würde ein neuerer Arbeiter sich von jenen Erzeugnissen früherer Jahrhunderte abwenden, wo oft ein Werk den Fleiß eines ganzen Lebens forderte; und ein Unternehmen, das der Großvater begonnen, und dessen Ende erst der Enkel zu erleben hätte, käme uns wie ein Mährchen vor, das man bewundert, aber nicht glaubt.

Und dennoch genießen wir Enkel noch manche Anstalt, die in diesem Sinne von unsern Vorfahren gestiftet worden war, wir bewundern an ihren Werken den ungeheuern Fleiß, die Genauigkeit, die Vollendung jedes, auch des kleinsten Theils, welche nur durch lange Anstrengung und durch ein völliges Hingeben in die Idee, die den Meister oder Stifter beseelte, erreicht werden konnte. Wir bewundern sie, sage ich, wir erfreuen uns dieser ernsten Arbeit, der Gemüthserhebung, welche ein ganzes Leben, alle Kräfte, ja oft die Kräfte mehrerer Generationen an die Durchführung einer Idee setzen konnte; aber wer mag sich finden, der es nachahmt? Und so geht denn die neueste Zeit ihren Gang in Siebenmeilenstiefeln dahin, und die Werke,

welche sie in ihren flüchtigen Fußstapfen zurückläßt, werden sie nicht lange überleben.

Um so erfreulicher ist es gerade in der neuern Zeit, die so ganz nur für den Augenblick zu rechnen, und nur für Genüsse des Augenblicks empfänglich zu seyn scheint, auf ein Unternehmen zu stoßen, das, ganz gegen diesen schnellfüßigen Zeitgeist, durch seine Größe, durch die Anstrengungen, die es erheischt, durch das, was schon geleistet ist, durch den Hinblick auf das, was noch geleistet werden muß, bis es vollendet ist, und durch die fromme Idee, die ihm zum Grunde liegt, unsere Aufmerksamkeit, wie unsere Achtung mächtig in Anspruch nimmt. Dieses Unternehmen ist der Kirchenbau zu Gran in Ungarn. Mir schien das Werk so wichtig, so erfreulich, und so sehr der Beachtung der Zeitgenossen würdig, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, Ihnen eine kleine Schilderung desselben zu liefern.

Wenn man sich Gran nähert, mindestens auf dem Wege, auf welchem ich kam, nämlich aus der Gegend von Tyrnau, und der durch weite, fruchtbare, aber höchst einförmige Flächen führt, erfreuet uns schon, noch ehe man es erreicht, der Anblick von schönen, waldbekränzten Anhöhen, die nach einer langweiligen Fahrt gegen Süden am Gesichtskreis auftauchen, und uns bald in ein weites aber liebliches Halbrund einschließen, an dessen

Fuß die Donau dahinströmt. So wie man sich dieser nähert, erscheint Gran, die Residenz der alten ungarischen Könige, der eigentliche Sitz des Primas, auf einem bedeutenden Hügel, der einen Vorsprung in den Fluß bildet, und es sehr begreiflich macht, daß wegen dieser von Natur festen Lage schon in den ersten Zeiten der ungarischen Geschichte dieser Platz wichtig, wohl befestigt und ganz geeignet zur Aufbewahrung köstlicher Dinge schien.

Selbst als die Könige ihre Residenz nach Ofen verlegt hatten, blieb Gran der Sitz des Primas und eine wichtige Festung. Erst im 16. Jahrhundert, als die Türken sich derselben bemächtigten, floh das Capitel nach Tyrnau, der Primas nach Presburg, wo sie, obwohl Gran schon seit beinahe 150 Jahren wieder in christlichen Händen ist, seitdem blieben, bis mehrere Reichstagsschlüsse die Zurückversetzung des Erzbisthums und Capitels nach Gran zur Sprache brachten, der vorige Erzbischof Barkoczy schon einige Vorkehrung dazu traf, aber durch den Tod daran gehindert wurde.

Nun wurde also der große Entwurf nach einem neuen Plan angelegt, und die äußerst mühvolle und kostspielige Ausführung desselben war dem jetzigen Herrn Primas Fürst-Erzbischof Alexander von Rudnay vorbehalten.

* * *

Dort, wo einst runde, starke Thürme und mächtige Wälle von der Anhöhe herab trotzten, und den Strom weit hinauf gegen Comorn, so wie hinunter gegen Ofen beherrschten, sieht der Reisende, welcher jetzt auf einer fliegenden Brücke über den schönen Fluß fahrt, kaum noch einige Spuren des alten Gemäuers, wohl aber einen neuen begonnenen großen Bau, Gerüste, Balken, Steine, Werkstücke und eine Menschenmenge, die ameisenartig in regster Thätigkeit den Bau umwimmelt und die Plateforme auf der Spitze des Hügels belebt. Dieser ist geebnet und bis zu einer bedeutenden Tiefe abgegraben und gesprengt worden, um einen Raum zu gewinnen, der weit genug war, die große Cathedrale und den Pallast des Erzbischofs zu tragen.

Diese werden mit ihrer rückwärtigen Façade dort herab über den Strom und die liebliche Gegend blicken, wo einst auch die Könige mit ihren Bewaffneten herabgeschaut haben mochten, um zu erspähen, ob ihnen irgend woher Gefahr drohe.

Rückwärts senkt sich dieser, an der Wasserseite ziemlich steile Hügel in einer schiefen Fläche gegen die Berge und dem Städtchen zu, das zwischen ihnen und dem Flusse sich im Thale ausdehnt, und hier ist die eigentliche vordere Hauptseite des Pallastes und der Kirche, der Platz für die Seminarien, und 21 Domherrnhäuser. Da ich keine Zeich-

nung habe, die ich Ihnen schicken könnte, wird es mit der Beschreibung etwas mißlich stehen; doch will ich mein Möglichstes thun, Ihre Einbildungskraft wird das Fehlende ersetzen und Ihre Güte Nachsicht haben. Ich will Ihnen also, so gut es gehen will, beschreiben, wie das Ganze aussehen soll, wenn es erst fertig seyn wird, dann können wir betrachten, was schon auf der Erde davon sichtbar ist und uns endlich in die Wunder der unterirdischen Welt versenken.

Treten Sie mit mir in Gedanken in das ganz vollendete Gebäudewerk durch das untere, dem Vordertheil der Kirche entgegenstehende Thor, welches von der Stadtseite dahin führt, in den Hof ein. Vor Ihnen erhebt sich in sanftem Abhange eine an 50 Klafter breite Auffahrt, welche allmählig steigt, bis sie die Höhe von ungefähr 10 Klaftern erreicht und gerade zum Portal der Kirche führt. Rechts und links von dem Gitterthore ziehen sich in länglichtem Halbkreis 24 Domherrnhäuser, 12 auf jeder Seite, herum. Sie stehen alle auf ganz ebenem Grunde und der Abhang des Hügels, auf dessen Gipfel der Pallast und die Kirche zu stehen kommen wird, jene prächtige Auffahrt, trennt sie von einander.

Dort, wo der Halbkreis der Domherrnhäuser zu beiden Seiten sich endigt, soll rechts und

links ein Seminarium zu stehen kommen, große massive Gebäude, mit weiten Blumenhöfen und zwei Stockwerken, wie die Domherrnhäuser. Über allen diesen in der untern Ebene liegenden Gebäuden erhebt sich im Hintergrunde auf dem hohen Felsen, dessen Fuß rückwärts die Donau bespült, die Kirche, und zu Ende derselben auf beiden Seiten der künftige Pallast des Primas, und krönt und schließt das riesenhafte Werk. Mit ihrer hohen Kuppel, den beiden Thürmen zur Seite, dem Peristyl von 24 Säulen, erinnert die Kirche an die Peterskirche in Rom, und der Halbkreis von Gebäuden, welcher sich (schmaler und gestreckter als die Säulengänge um jenen Dom) um dieselbe herumzieht, die Fontaine am Fuße des Berges, die beiden Obelisken an den Seiten der Auffahrt, geben dem Ganzen noch mehr Ähnlichkeit und müssen nothwendig, wenn einst Alles steht, einen großartigen Eindruck hervorbringen.

Als ich in Gran war, im Junius 1827, standen von allen projectirten Gebäuden nur erst 10 Häuser für die Domherrn, die aber als moderne Wohngebäude keinen besondern Character tragen und keine Aufmerksamkeit erregen, und dann die Kirche bis auf etwa zwei Drittel der Höhe. Die ganze Höhe derselben bis zur Decke der Kuppel wird 43 Wienerklafter, folglich mehr als die

Hälfte des Stephansthurms, der 75 Klafter hat, betragen; die Länge 53 Klafter, die Breite 25 Klafter. Diese ungeheuern Dimensionen, weil sie im schönsten Einklange stehen und mit der einsichtsvollsten Berechnung entworfen sind, scheinen zu verschwinden, wenn man in den Raum der Kirche tritt. Man sieht sich eben in einem großen, herrlichen Gebäude, aber man ahnet das Großartige desselben nicht, bis man sich zufällig einer Seite naht und nun die menschliche Größe oder andere wohl bekannte und nicht kleine Gegenstände an dem unten herumlaufenden Sockel der Mauer, oder an dem Fußgestell eines Pfeilers ganz zu Nichte werden und in gar keinen Betracht kommen sieht.

Das ganze Innere der Kirche wird mit Platten von rothem glänzenden Marmor ausgelegt werden und ist es größtentheils schon und Alles, was bereits fertig ist, beurkundet den wirklich erhabenen Geist, in welchem das Ganze entworfen und jeder Theil auf das Sinnvollste berechnet ist. Vier mächtige Pfeiler, jeder 8 Klafter im Durchmesser, stützen die Kuppel und bilden das Schiff der Kirche. Zu den beiden Seiten desselben unterhalb der zwei ersten Pfeiler, wenn man vom Eingange herauf kommt, ist der Platz für zwei Seitenkapellen, die Bakatssche und St. Stephans-

kapelle, bestimmt. Die erste steht wirklich schon seit mehr als zwei Jahren an diesem Platz, nachdem sie früher an einem andern Orte, mehrere Klafter von dem gegenwärtigen entfernt, gestanden hatte. Schon die Transferirung dieser nicht kleinen Kapelle kann als eine Probe, als ein Beleg des Geistes dienen, der dieses Unternehmen beseelt, und verdient Beherzigung, da sie fast mährchenhaft klingt.

Thomas Bakats ab Erdöd war des großen Königs Mathias Corvin Vertrauter und Primas von Ungarn. Von ihm stammt der jetzige Glanz des gräflichen Hauses Erdödy her, dessen Verwandter er gewesen, und man zeigt noch in Freistadt *) einen aus Holz geschnitzten kleinen Hausaltar mit einer bunten Statue der heil. Jungfrau, welchen der Erzbischof von seinem Könige zum Geschenk erhalten hatte. Dieser Thomas Bakats hatte diese Kapelle gestiftet und mit liegenden Gründen dotirt, sie mußte also erhalten, oder die Güter an Jene, welche Rechtsansprüche daran machen konnten, zurückgegeben werden. Das wollte man nicht; aber auf dem Platze, wo sie damals stand, konnte sie auch nicht stehen bleiben, ohne den Plan des ganzen Bauwerkes zu zerstören. Was

*) Ein Schloß der Grafen Erdödy unweit Tyrnau.

war also zu thun? Man faßte den Entschluß, sie zu übersetzen. Mit der größten Vorsicht wurde sie abgetragen, in 1600 Theile zerlegt, diese achtsam numerirt und so wieder auf dem neuen Raum, den ihr der jetzige Plan angewiesen, zusammen gesetzt. Wenn man diese Kapelle, welche ebenfalls mit rothem Marmor bekleidet ist, ihren nicht unbedeutenden Umfang, ihre solide alterthümliche Bauart betrachtet und dann bedenkt, daß das ganze Gebäude, in welchem man sich befindet, vor einigen Jahren an einer ganz andern Stelle gestanden habe, dann wird man versucht an Zauberei zu glauben und denkt unwillkührlich an Aladdins Pallast, den die Geister in einer Nacht erbauten, und in einer andern davontrugen. Dieser schon bestehenden Kapelle gegenüber wird nun die des heiligen Stephanus, ersten Märterers, angelegt, noch war aber nicht viel davon fertig.

Einem andern heil. Stephanus, dem eigentlichen Schutzpatron der ganzen Kirche wie des ganzen Reiches, seinem ehemaligen Herrscher und ersten christlichen Könige, ist der Hochaltar und das Altarblatt an demselben geweiht. Es ist nach meinem Gefühle eine gar schöne und ansprechende Idee, sich in einem ehemaligen Beherrscher des Landes nun nach Jahrhunderten seinen Schützer und Fürbitter im Himmel denken zu können. So verehren

wir Österreicher unsern Markgrafen Leopold, die Ungarn ihren König Stephan.

Das Altarblatt, welches die Taufe desselben vorstellt, wurde im vorigen Sommer und Herbst hier in Wien von einem ungarischen Künstler, Herrn Heß gemalt. Es ist außerordentlich groß; wie viel Schuhe es in der Höhe mißt, weiß ich nicht anzugeben, aber die Figuren (deren nicht wenige sind) haben mehr als menschliche Größe, nämlich 8 Fuß Höhe. Das Gemälde stellt eine alterthümliche, in schönem gothischen Styl erbaute Kirche vor, deren Hochaltar der heil. Jungfrau gewidmet ist, denn ihr Bild schwebt von Engeln getragen über demselben. Unten am Fuße des Altars kniet der königliche Jüngling Stephan auf einem Betschemel, eine blühende Gestalt von etwa 15 — 17 Jahren, mit gesenktem Haupte, in prächtigem ungarischen Costüme. Ihn umringen Bischöfe in vollem Ornat, deren einer eben die mit dem Taufwasser gefüllte Schaale in die Höhe hebt und mit andächtigem Blick zum Himmel bereit ist, sie über den fürstlichen Jüngling auszugießen. Seitwärts kommen des Prinzen Ältern Geysa und Sarolta und mehrere vornehme Ungarn sind nebst ihnen Zeugen der feierlichen Handlung. Die Gestalten sind edel, der Gedanke ist einfach, fromm und verständlich, Gewänder,

Umgebungen, Waffen und Schmuck sind mit erstaunenswürdigem Fleiße gemalt, so daß dieß Gemälde, welches seiner Größe nach bestimmt ist, von Weitem betrachtet zu werden, auch in der Nähe die Untersuchung eines aufmerksamen Auges verträgt. Nur weiß ich nicht, ob dieser lebenswerthe Fleiß nicht vielleicht doch dem Effecte des Ganzen schaden, oder wenigstens, wenn das Bild einst an seinem bestimmten Platze ist, ganz vergeblich verschwinden wird, denn wer ist bei der außerordentlichen Größe der Kirche und der Entfernung von dem Altarblatte wohl im Stande, diese mühsamen Details wahrzunehmen? ein unbewaffnetes Auge gewiß nicht. Das Alles wird indessen noch lange nicht entschieden werden und eine bedeutende Zeit wird vergehen, ehe der majestätische Dom auf den Punct der Vollendung kommen kann, der die Aufstellung des Altarblattes erlaubt. Überhaupt läßt sich von der Kirche selbst wenig mehr als das Angeführte sagen. Das Werk ist etwas Ungeheures; die Dicke, Höhe, Länge der Mauern und Maße machen schwindeln, wenn man sie in Fuß und Klaftern aussprechen hört, aber sie erregen bei weitem diese Verwunderung nicht, wenn man sie bloß ansieht, wie schon gesagt worden; denn die Proportionen sind so richtig, daß die ungemeine Größe sich in der

Schönheit verliert. Auch wird der Eindruck ganz anders seyn, wenn der Dom einst ganz fertig da steht, und so soll denn auch nichts weiter von dem Unvollendeten gesagt werden.

Was ganz vollendet und vielleicht in Rücksicht des Eindruckes, welchen es auf den Beschauer machen muß, ganz einzig war, das ist die Gruft unterhalb der Kirche. Es ist der Pallast des Todes und könnte wahrlich an die Beschreibungen der ägyptischen Pyramiden, dieser unterirdischen Welt erinnern, wenn die ganze christliche erhebende Richtung, welche sich in allen Theilen dieses Gebäudes ausspricht, das Gemüth nicht auf weit wohlthätigere Art anspräche, als jene Grabgewölbe, welche doch keinen andern Zweck hatten, wie sie keine andere Hoffnung enthielten, als den irdischen Hüllen der daselbst Begrabenen eine täuschende Unsterblichkeit zuzusichern. Ich möchte es versuchen, den Eindruck, den es auf mich machte, auch in Andern hervorzurufen, aber ich zweifle, daß es mir gelingen wird. In solchen Fällen muß man selbst schauen, selbst fühlen, was Andere uns geben können, sind doch nur Schattenbilder, denen die Wirklichkeit fehlt, ein Wiederhall, dessen weckenden Ruf man nicht kennt.

Auf zwei sehr breiten schönen Treppen steigt man von zwei Seiten der Kirche, nämlich unter

den Thürmen, tief unter die Erde hinab und befindet sich, wo die Stufen enden, in einer großen Halle von imposanter Bauart. Ein wunderbar helles und doch dämmerndes Licht umfängt uns, es ist nicht Tag und es ist nicht Nacht. Man unterscheidet jeden Gegenstand, man kann jede Inschrift lesen und dennoch ist es so dunkel hier, daß der Blick nicht in das kühnaufsteigende Gewölbe dringen kann, welches der Gruft zur Decke dient. Ich möchte die helle Dämmerung, die hier herrscht, mit der Beleuchtung einer Vollmondsnacht vergleichen, alles ist klar, aber mild erhellt, keine scharfen Schatten, keine grellen Lichter, aber wo ein Gegenstand die Beleuchtung hemmt, sogleich tiefes, heiliges Dunkel. Diese Beleuchtung des Gewölbes fällt durch Öffnungen in zweien von jenen vier 8 Klafter dicken Pfeilern, die die Kuppel stützen, schief herab in die Gruft; vielleicht ist es diese schiefe Richtung, vielleicht der lange Weg, den die Strahlen zu machen haben, oder noch eine andere mir unbekannte Ursache, welche die düstere Klarheit dieser Räume so magisch ergreifend auf die Seele wirken macht.

Aus dieser Halle tritt man in den Vorsaal der Gruft. Vor dem Eingange stehen zwei kolossale weiße weibliche Bildsäulen auf Fußgestellen von hellpolirtem rothen Marmor. Die Eine, mit dem

Kranze in der Hand, deutet auf den Frieden nach dem Kampfe, die andere mit der gesenkten Fackel und dem gen Himmel gerichteten Finger auf unsere ewigen Hoffnungen, und passende Inschriften in goldenen Lettern am Fußgestell erklären noch deutlicher den Sinn dieser Bilder. Nur muß ich gestehen und das ist die einzige Saite, welche bei der Erinnerung an jenes herrliche Werk nicht einstimmig in mir nachtönt, ich hätte gewünscht, daß diese Gestalten, so schön und erhaben sie sind, nicht bloß eine allegorische Tendenz hätten. Indeß ist es sehr möglich, daß auch dafür sich statthafte Gründe anführen lassen, und ich will es daher als keinen Tadel, sondern bloß als ein individuelles Gefühl ausgesprochen haben.

So wie man in die Vorhalle der Gruft, oder vielmehr der Grüfte tritt, zeigen sich acht Eingänge, welche zur Primatialgruft gerade gegenüber und in noch andere Abtheilungen dieser unterirdischen Welt führen. Diese letztern sind zu Begräbnißplätzen für Domherrn und auch für weltliche Personen bestimmt, welche hier zu ruhen wünschen. Ein Kreis von freistehenden Marmorsäulen, die einen ziemlich breiten Raum zwischen sich und der Mauer frei lassen, stützet das Gewölbe, in dessen heiligem Dunkel sich der Blick verliert. Hier in dieser Vorhalle sind keine Begräbnißplätze, nur

einige Monumente alter Zeit, merkwürdige Reste der Vergangenheit, welche man in dem ehemaligen Königssitze gefunden und hier mit geziemender Achtung und Rücksicht aufgestellt hat. Dem Eingang in die Vorhalle gegenüber öffnet sich die Primatialgruft und man tritt durch ein Thor aus rothem Marmor in ägyptischem Style, unten breiter als oben, in den zirkelrunden Raum, der ganz mit hellglänzendem rothen Marmor ausgelegt ist, und in welchem sich außer einem Altar von eben solchem Marmor und einfach edler Bauart die Begräbnißstätten für 39 künftige Primaten Ungarns, in der Dicke der Mauer angewiesen, befinden. Diese Zahl, da man auf ein Jahrhundert ungefähr vier oder fünf solche Successionen rechnen kann, läßt uns in eine Folgereihe von mehreren Jahrhunderten blicken, in welchen dieser Bau bestehen und seiner ernsten Bestimmung entsprechen soll. Selbst diese Voraussetzung, so gewagt sie Manchem scheinen mag, hat etwas Großes und Imposantes und der Gedanke, seinen Nachfolgern in 700 — 800 Jahren schon die Ruhestätte hiermit bereitet zu haben, erfüllt uns mit dem unfreiwilligen Schauer, mit dem man im Hochgebirge von einer steilen Felsenspitze herab in eine enge Schlucht blicken würde, in deren dem Auge unerreichbaren Tiefe man ein Waldwasser brausen

hört, ohne daß man die Entfernung desselben bemessen, noch irgend einen Gegenstand in dem dunkeln Abgrund unterscheiden kann. Aber solche Empfindungen sind es, die an diesen Ort gehören und welche zu erwecken auch Alles in demselben geeignet ist.

In der Einen der Seitengrüfte, welche unter der Bakats'schen und unter der St. Stephanskapelle angelegt und vollkommen hell und trocken sind, und zwar unter der letztern, steht das sehr schön gearbeitete Monument des vorigen Primas, weiland Sr. Hoheit des Erzherzogs Carl Ambros, welches seine Brüder, die Erzherzoge Franz, Ferdinand und Maximilian ihm errichten ließen. Zwei Engel öffnen den Sarg, der Eine erhebt die Decke, der Andere beugt dem sich emporrichtenden Prinzen, dessen Züge Porträt sind, die Hand und zeigt ihm auf eine bessere Welt. Dieses Denkmal ist aber nicht bestimmt, hier stehen zu bleiben, sondern wird, sobald die Stephanskapelle, unter der es sich jetzt befindet, ausgebaut ist, mittelst einer Öffnung, welche, so wie andere zu diesem Zwecke dienliche Vorrichtungen, bereits gemacht und vorbereitet ist, in die Kapelle hinaufgezogen und dort aufgestellt werden.

Noch muß ich eines Werkes erwähnen, welches, so wie überhaupt alles zu diesem Bau Ge-

hörige, einen wunderbaren und großen Eindruck macht. Es ist die Durchfahrt im Schooß des Abhanges, welcher sich von der Kirche allmählig herabsenkt und die zwei Halbkreise der Domherrnhäuser von einander scheidet. Damit nun die Domherren (oder wer sonst von der einen Seite dieses ungeheuern Vorhofes nach der andern hinüber will) wenn sie sich wechselweis zu besuchen oder in die entgegengesetzten Seminarien zu gehen haben, nicht jedes Mal den in der Mitte befindlichen Abhang zu übersteigen oder zu umgehen brauchen, hat der Fürst-Primas eine Durchfahrt durch den Hügel eröffnen und einen gewölbten Gang unterirdisch aufmauern lassen. Die imposante Höhe und Länge desselben, seine kühle Dunkelheit ist schon das erste, was, wenn man jetzt kommt den Bau zu besehen, wo die übrigen im Plane projectirten Eingänge theils nicht gemacht, theils nicht praktikabel sind, den Beschauer überrascht. Es ist ein Felsenthor oder vielmehr eine in den Felsen gehauene Gallerie von 50 Klafter Länge, 4 Klafter Breite und 6 Klafter Höhe, in welcher das Tageslicht von der andern Seite bis auf die Hälfte des Weges vordringt, und deren große Dimensionen, so wie der ernste Character und die Dämmerung des langen Gewölbes, unfreiwillig mit hohen Gedanken erfüllen und auf die Erha-

benheit der noch zu sehenden Gegenstände schicklich vorbereiten.

Ich verschone Sie, nachdem ich versucht habe, den wahrhaft erhabenen Eindruck, welchen das Ganze auf mich gemacht hat, Ihnen wiederzugeben, mit den nähern und artistischen Details dieser Unternehmung. Zum Theil verstehe ich sie nicht, weil hiezu Sachkenntniß gehört, zum Theil scheinen sie mir, vielleicht eben weil ich sie nicht beurtheilen und daher nicht würdigen kann, trocken und unbefriedigend. Darum melde ich auch nichts von den, wie man mir sagte, erstaunlichen Arbeiten und Anstrengungen, welche die Ausgrabung und Aufmauerung der Keller erfordert. Es war ein heißer Juniustag, als wir Gran sahen, wir hatten uns im Sonnenstrahl auf Leitern und Treppen herab und hinauf heiß und müde gestiegen und wollten uns nicht in die feuchte Kühlung der Keller wagen, die, obwohl ebenfalls unterirdisch, doch eine andere Bestimmung als die Grüfte, folglich auch einen ganz andern Character haben, aber in ihrer Ausführung des übrigen Werkes würdig seyn sollen.

Nur das glaube ich Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen, weil es dazu dient, die Unendlichkeit dieses Unternehmens im Ganzen wie in seinen Theilen darzustellen, was geschehen mußte, ehe

man nur daran denken konnte, einen Stein des neuen Gebäudes zu setzen.

Im Jahre 1821 wurde angefangen, die alte, ungefähr auf demselben Platze stehende Kirche, die noch vorhandenen Festungsmauern und andere Gebäude abzutragen. Dann wurde der Berg selbst rasirt und um 6 Klafter niedriger gemacht, um den zur Kirche und dem Primatialpallast erforderlichen Raum zu gewinnen. Mauern und Felsen waren zu sprengen, ein sehr großer Platz für 24 Domherrnhäuser in einer Ebene zu schaffen und dann erst noch aus den Fundamenten, den Kellern, den Canälen und Wasserleitungen, die dort überflüssig gewordene Erde herauszubefördern, was denn zusammen eine Masse von vielen hunderttausend Kubikklaftern Grund gab, der aus seiner Stelle gehoben, weggeschafft, oder auf andere Art verwendet werden mußte. Wenn man auch nicht an Ort und Stelle sich selbst von den ungeheuern Schwierigkeiten durch den Augenschein überzeugt, können wohl jene Zahlen hinreichen, sich einen Begriff von diesen Arbeiten und von den zahllosen Rücksichten, Berechnungen und Vorsichtsmaßregeln zu geben, die ein so weitläufiger Plan nöthig macht.

* * *

Es erübrigt nun noch, Sie mit den Geistern bekannt zu machen, deren Eigenthümlichkeit, Kraft und Höhe sich in diesem Bau, der auf verschiedene Weise ihr Werk ist, der Mit- und Nachwelt kund gibt. Der Entwurf des Ganzen rührt von dem Fürst-Erzbischof von Gran, Alexander von Rudnay, Primas von Ungarn, her. In dessen Gemüthe entstand zuerst der Gedanke, ein Werk von solcher Größe und mit einem Aufwand von ungemeinen Kräften auszuführen. Wie weit diese reichen, welche Unterstützung er bei seinem großartigen Entwurf finden würde, scheint er, so wie Jeder, der sich von einer großen Idee beseelt fühlt, mehr vorausgesetzt, als mit kleinlicher Sicherheit berechnet zu haben. Als Columbus das Dasein einer neuen Welt jenseits des atlantischen Oceans ahnte und suchte, war er seiner Sache auch nicht sowohl durch Beweisthümer und Erfahrungen, als durch den Genius in seiner Brust gewiß. Auch damals erhoben sich unter den Zeitgenossen, ja unter den Reisegefährten des kühnen Entdeckers tadelnde Stimmen genug, die sein Vorhaben als tollkühn und unausführbar verdammten. So dünkt es mich auch hier zu seyn. Der Kirchenbau in Gran findet bei den Zeitgenossen und besonders bei den zur Mitwirkung Gezwungenen vielen Widerspruch, der sich, je nach

der Weise und Stellung der Personen, auf verschiedene Art ausspricht. Einige, die sich nicht über den Moment zu erheben vermögen, tadeln die Verschwendung ungeheurer Summen an ein ganz nutzloses Werk, das man so nicht bedurft hätte, indem eine Kirche ohnedieß in Gran vorhanden gewesen sei, der Primas in Presburg einen schönen Pallast habe und für die Unterbringung der Domherren wohl mit leichterer Mühe und geringem Kostenaufwand hätte gesorgt werden können. Andere, welche sich doch so alltäglicher Ansichten schämen, verkleiden ihren Tadel in menschenfreundliche Wünsche und finden, daß mit so vielem Gelde Nützlicheres und Dringenderes für das Vaterland hätte geleistet werden können. Das mag, oberflächlich betrachtet, auch wahr seyn. An vielen Orten fehlt es noch an allerlei milden Anstalten für das allgemeine Beste. Aber es ist eine große Frage, welche genaue Beherzigung verdient, ob die Schätze, welche hier verwendet werden, eine erhabene Idee, einen der Gottheit würdigen Tempel mit großartigen Anstrengungen auszuführen, auch jene philantropische Verwendung gefunden haben würden, wenn sie für den Bau nicht in Anspruch genommen worden wären? Auch ist die Betrachtung keineswegs zu verwerfen, daß dieser Bau vielen Hunderten, ja vielleicht Tausen-

den von Menschen Arbeit und Brot schafft, und auf diese Weise die Kräfte der untern Klassen auf die nützlichste und der Sittlichkeit förderlichste Art durch Fleiß und ordentlichen Erwerb beschäftigt. Die ungarische Nation hat überdieß in der letzten Zeit so viel Sinn für das Höhere, Bessere gezeigt, das nicht eben gleich seine Procente abwirft, es entwickelt sich in ihr ein so erfreuliches Aufstreben, ein so lebhaftes Gefühl für alles Vaterländische, daß man mit Recht erwarten kann, sie werde das Schöne, Große und Rühmliche, das in dem Unternehmen des Graner Kirchenbaues für sie liegt, allmählig zu fühlen anfangen, mit Freuden daran Theil nehmen und ein Werk vollenden helfen, das Ungarn, der Monarchie, dem Jahrhundert zur Ehre gereicht.

Der zweite wirkende Hauptheilnehmer an dem Kirchenbau war der Architect Herr Khünel aus Ödenburg, der den Plan des Ganzen mit ungemeiner Sachkenntniß und Sinn für das Schöne entworfen und alle Berechnungen aufgesetzt hat. Leider hat ihn der Tod weggerafft, ehe er Hand an die Ausführung legen konnte. Aber der Himmel, welcher dem Werke günstiger zu seyn scheint, als die Menschen, hat in dem Neffen desselben, Hrn. Packh, einem jungen Manne von kaum dreißig Jahren, dem verewigten Meister einen Nachfolger

ernannt, auf dem, wie auf Elisäus, der Geist seines Vorgängers zwiefach ruht*). Herr Packh führt die Plane seines Oheims mit eben so viel Geist als Gewandtheit aus, und hat bereits Unglaubliches geleistet. Die Anlegung der Gruft, die Benützung der Kirchenfundamente zu diesem Zweck, sind ganz allein sein Plan wie sein Werk, und wenn irgendwo in einem Gebäude Poesie ist, so ist sie in dieser Gruft. Auch er ist, wie sein Oheim, aus Ödenburg gebürtig, hat in Wien studiert, und somit rührt Entwurf, Plan und Ausführung von lauter Nationalen her. Ich habe Ihnen schon oben gesagt, daß das Altarblatt von einem ungarischen Künstler ist. Einer von Thorwaldsens vorzüglichsten Schülern soll Ferenzy, ebenfalls ein Ungar, seyn, und auch seine Kunst wird, wie ich höre, zur Verherrlichung dieses Doms in Anspruch genommen werden. Die beiden Statuen in der Gruft sind aber von einem gewissen Herrn Schrott, dessen Vaterland mir nicht bekannt ist.

Einige andere sehr glückliche Ereignisse verbanden sich noch, um die Vollendung dieses Werkes zu begünstigen. Es wurden nämlich die Materialien, die zu dem Bau nöthig waren, Kalk, Zie-

---

*) Seit mehreren Jahren bereits verstorben und zwar durch Mord.

gelerde, Bausteine, ja selbst ein Marmorbruch, in nicht bedeutender Entfernung von Gran entdeckt und sofort zur Erzeugung der erforderlichen Hülfsmittel benützt. Durch diese Entdeckung ist nun natürlicher Weise der Bau nicht blos erleichtert, sondern vielleicht allein möglich gemacht worden, indem bei größern Entfernungen oder andern Hindernissen die Herbeischaffung der unentbehrlichen Materialien unendlich schwierig und allzu kostbar hätte werden müssen.

Wenn nun die Vorsicht, welche bisher durch so manche Unterstützung, die nur ihr Werk seyn konnte, sich dem Unternehmen günstig bezeigt hat, diese Gunst fortsetzt und sowohl den Fürsten-Primas als die andern nothwendig mitwirkenden Personen bei Leben und Gesundheit erhält; wenn die Nation, durch patriotische Gesinnung beseelt, nicht müde wird, die begonnenen Anstrengungen fortzusetzen, so darf vielleicht noch die jetzt lebende Generation hoffen, die Vollendung des herrlichen Werkes zu erleben und es in seiner ganzen Schönheit zu schauen. Dieß ist eine verhältnißmäßig nicht sehr lange Zeit, besonders wenn man an die 30 — 40 und 50 Jahre denkt, welche in früheren Jahrhunderten nöthig waren, um einen Münster wie St. Stephan in Wien, St. Veit in Prag, den Mailänder oder Cöllner Dom, nicht zu voll-

enden (denn das ist keines dieser Gebäude), sondern nur so weit zu bringen, daß sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung verwendet werden konnten.

Dann aber, wenn einst der Bau in Gran vollendet seyn und die Nation sich wird sagen können: dieß erstaunenswürdige Werk, dessen Entwurf allein schon Bewunderung verdient, ist nach seiner Idee, nach seiner Ausführung und nach den ungeheuren Kräften, die es erforderte, ganz unser und wir können uns rühmen, einer Anstrengung und Ausdauer fähig gewesen zu seyn, vor der die Welt, wie sie jetzt ist, zurückschaudert, einer Anstrengung, die einer großen Idee zu Lieb unternommen worden, ja, die eigentlich nur ein verkörperter großer Gedanke ist, dann wird sie sich erst dieses Baues erfreuen und Alle, die ihn schauen werden, mit ihr. Sein Anblick wird in jeder Brust den erhebenden Gedanken wecken: das waren Menschen im Stande zu denken und auszuführen! und so wird er noch auf künftige Geschlechter zündend und begeisternd wirken und den Spruch des Dichters bewähren:

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Wirke Schönes, du streust Keime des Göttlichen aus.

Frau Dorothea von Schlegel,
geborne Mendelssohn.

Schon mehrmals traf mich seit einigen Jahren das trübe Loos, sehr theure Freunde vor mir dahin gehen zu sehen, wohin ihnen bald zu folgen, die beste Beruhigung für die Zurückbleibenden ist. Nicht minder beruhigend aber ist das Gefühl, dem Drang eines treu anhänglichen Herzens nachgeben und den Vorausgegangenen ein Wort der Liebe, der Anerkennung nachrufen zu dürfen. Besonders fühlt man sich dazu angeregt, wenn jene Geschiedenen durch eine bedeutende Persönlichkeit nicht blos von den sie vermissenden Freunden, sondern während ihres Lebens und Wirkens auch von der gesammten Zeitgenossenschaft des Vaterlandes bemerkt und gewürdigt waren worden.

Ein solcher Fall ist der Hingang der Frau Dorothea von Schlegel, gebornen Mendelssohn, die am 3. August 1839 zu Frankfurt am Main starb. Seit mehr als dreißig Jahren mit ihr nicht bloß bekannt, sondern in die Zahl ihrer nähern

Freunde aufgenommen, war auch mir die so ganz unerwartete Nachricht ihres Todes — ich hatte einen Brief an sie fertig, den ich ihr sammt meiner letzten Arbeit, den Zeitbildern schicken wollte — ein sehr schwerer Schlag. Sie hat mir in ihrem Testamente ein werthes Angedenken*) zugedacht und so drängt mich mein wehmüthiges Gefühl um so mehr, öffentlich zu sagen, wie theuer mir diese Frau gewesen, wie theuer sie mit vollem Rechte allen denjenigen seyn mußte, die sie näher kannten und wie ehrenvoll sie vor ganz Deutschland, als Tochter eines unserer ehrwürdigsten Philosophen, als Gattin eines der ausgezeichnetsten Gelehrten, als Mutter des genialen Künstlers Philipp Veit, von ihrer Mitwelt anerkannt, von ihren Bekannten geschätzt, von ihren Freunden geliebt dastand.

Ich habe Frau v. Schlegel im Jahre 1807 oder 1808, dessen erinnere ich mich nicht mehr so genau, kennen lernen. Nur das weiß ich, daß es nach der Abreise der Frau v. Staël von Wien geschah, mit der A. W. v. Schlegel hier und öfters in unserm Hause gewesen war.

Einige Jahre früher hatten diese beiden Brüder

*) Das Buch, aus welchem sie sich bei ihren Communionen erbaute.

Schlegel durch ihre heftigen Fehden mit Kotzebue und Merkel, noch mehr aber durch die neuen Theorien über Poesie und Romantik, die sie aufgestellt und vermöge deren die meisten Autoritäten des Parnasses, die wir bisher zu verehren gewohnt waren, von ihren Altären gestürzt werden sollten, die Aufmerksamkeit und zum großen Theil auch die Mißbilligung des Publikums erregt, das die großen Verdienste beider Männer nicht verkannte, aber mit jenen Theorien nicht übereinstimmen wollte. Man war denn auch in Wien sehr begierig gewesen, diese Männer kennen zu lernen, von denen man sich im Allgemeinen, nach ihren streitfertigen Ansichten und himmelstürmenden Angriffen auf hochverehrte Namen, ein fast renommistisches, derbes oder gar wildes Bild entworfen hatte. Zu unserm großen Erstaunen zeigte schon A. W. v. Schlegel im Gefolge der Frau v. Staël, durchaus nichts von jenem erwarteten Äußerlichen — sondern erschien als ein eleganter, ja für einen so ernsten Gelehrten fast zu eleganter Weltmann, der, fern von aller Derbheit oder Rohheit, ein sehr anständiges Benehmen und feinen Ton besaß. Nicht lange, nachdem er sammt Frau v. Staël Wien verlassen, traf, wie oben gesagt worden, sein Bruder Friedrich mit seiner Frau hier ein, in welcher so Manches in ihres Mannes

Schriften, so wie ihre früheren Schicksale, uns eine Schönheit, oder wenigstens ein sehr reizendes Wesen erwarten ließen.

Wie groß war daher unser Aller Erstaunen, und so auch das meinige, als dieser beinahe — gefürchtete Friedrich Schlegel sich als ein ziemlich hübscher, wohlbeleibter, gutmüthig aussehender Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren zeigte, dessen Äußeres, wenn man ihn nicht sprechen hörte, eher einen ehrbaren Bürgersmann, als einen schlagfertigen, zanklustigen Gelehrten hätte vermuthen lassen.

Und nun vollends seine Frau! Es war eine Matrone, die — älter als ihr Gemahl — bereits das achte Lustrum mochte gesehen haben; von mittlerer Größe, starkem Körperbau und männlichen, stark ausgesprochenen Gesichtszügen, welche selbst in der Jugend nicht hübsch gewesen seyn konnten, über welche aber ein Paar wirklich wunderschöne Augen einen solchen Glanz verbreiteten, und die durch Alles, was diese Frau, und wie sie es sagte, einen so angenehmen Ausdruck erhielten, daß man bald nicht mehr daran dachte, ob sie alt oder jung, häßlich oder hübsch sei.

Mir wenigstens ging es so, und nicht mir allein, sondern Vielen meiner Bekannten und Freundinnen, welche sich durch den ausgezeichne-

ten Geist dieser Frau, durch ihre reichen Kenntnisse, ihr richtiges Urtheil, ihren angenehmen Umgang, und noch mehr durch die Güte ihres Herzens, die Treue und Rechtlichkeit ihrer Gesinnung, durch das freundliche Entgegenkommen mit Rath und That, auf welches, wer sie näher kannte und von ihr erkannt wurde, zählen durfte — fest und dauernd bis in den Tod an sie gebunden fühlte. So hat sie über zwanzig Jahre — zwar nicht ununterbrochen, aber doch meistens in Wien unter uns gelebt, und die Wärme, mit welcher, nach einer fast zehnjährigen Abwesenheit, ihre hiesigen Freunde an ihr hängen, bürgt für die Wahrheit dieser Behauptung.

Friedrich Schlegel war nicht lange vor der hier erwähnten Periode in Cölln von der protestantischen zur katholischen Religion übergetreten, und dieser Übertritt hatte in Deutschland großes Aufsehen erregt. Bald nach seiner Ankunft in Wien wurde er hier in der Staatskanzellei angestellt, erhielt den Titel eines Legationsrathes, begleitete im Kriege von 1809 das Hauptquartier, war in der Kanzellei desselben beschäftigt, und gab bald darauf den österreichischen Beobachter heraus.

So war also Friedrich v. Schlegel sammt seiner Frau in Österreich eingebürgert und in Wien

angesiedelt. Ihr Haus ward bald ein Vereinigungspunct für viele Gelehrte, wie für viele, an höhere Bildung Anspruch machende Personen. Aber auch minder ausgezeichnete Männer, auch Frauen von einfacherer Sitte, kurz Alles, was sich diesem Kreis näherte, fand sich angezogen und gern festgehalten. Wenn Schlegels literarischer Ruf fremde und einheimische Gelehrte zu ihm führte, wenn selten ein bedeutender Fremder nach Wien kam, der sich nicht in diesem Hause vorstellen ließ, um den berühmten Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, so wußte ihrerseits seine Frau durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes, am meisten durch die Geradheit und Gediegenheit ihrer Sinnesart jene Gelehrten sowohl als diese einfachen Menschen an ihrem Theetisch so zu unterhalten, das Gespräch mit solcher Lebhaftigkeit, und so à la portée de tout le monde zu führen, daß gewiß Alle, so verschieden ihre Stellung in der Welt und der Grad ihrer Geistescultur seyn mochte, sich angesprochen und befriedigt fühlen mußten. Sie war die liebenswürdigste Frau vom Hause, die man finden kann.

Aber Frau v. Schlegel war nicht blos eine sehr gebildete Frau, und selbst eine Schriftstellerin, obwohl entweder ihre Bescheidenheit oder andere mir unbekannte Ursachen sie bewogen haben mögen,

nie irgend etwas von ihren bedeutenden Leistungen, die ich früher gekannt, ehe ich Frau v. Schlegel kennen gelernt, unter ihrem Namen erscheinen zu lassen — sie war auch in jedem Sinne eine fleissige, tüchtige Hausfrau. Sie verstand die Wirthschaft, führte ihr Hauswesen mit Einsicht und Thätigkeit, und setzte durch diese Eigenschaften, wie durch eine große Nichtachtung ihrer selbst und eine großartige Verläugnung eigener Bequemlichkeiten oder Vergnügungen sich in den Stand, bei geringen Mitteln ihr Haus auf dem angenehmen Fuß zu führen und zu erhalten, der ihren, und noch mehr ihres Mannes geistigen Bedürfnissen zusagte. Ihre Wohnung, die sie, beiher gesagt, öfter wechselte, als ich bei ihrem sonst so festen, ruhigen Wesen begreifen konnte, war stets höchst anständig, aber durchaus nicht elegant oder modern eingerichtet; ja die sorgfältige Beibehaltung mancher alten Möbelstücke, die wohl jetzt unter dem Nahmen Rococo aufs Neue Geltung würden erlangt haben, erschien damals bloß altmodisch, aber sehr häuslich, und verbreitete, wenigstens nach meinem Gefühle, einen Geist der Ruhe, Stille, Stabilität und innern Friedens, der jeden Eintretenden wohlthätig an der Schwelle empfing.

Viel, sehr viel bin ich mit ihr umgegangen.

Zweimal wohnte sie ganz in meiner Nähe, im Sommer 1811 — und später durch 5 Jahre sogar in meinem Hause. Ihr Sohn Philipp — jetzt ein ausgezeichneter Künstler und Director des Städelschen Museums in Frankfurt, damals, 1811, ein junger Mensch von 15 — 16 Jahren, spielte in unserm Garten mit meiner Tochter und ihren Gefährtinnen muntere Spiele. — Wo sind diese Zeiten hin! wo sind die Menschen hin, die sie gestalteten und vor Andern auszeichnend characterisirten! Zwischen dieser Periode und 1824, wo Schlegels nicht blos zum zweiten Male in meiner Nähe, sondern sogar in unser Haus zogen, war sie längere Zeit mit ihrem Manne, der beim Bundestag eine Anstellung erhalten hatte, in Frankfurt und dann in Rom gewesen, um ihre Söhne erster Ehe, die dort als Künstler lebten, zu besuchen.

Mit Wehmuth denke ich jener fünf schönen Jahre, welche sie in unserm Hause zubrachte, wo sie dieselbe Wohnung inne hatte, aus der meine Tochter, mein einziges Kind, so eben mit ihrem Gemahl und kleinen Sohne nach Prag gezogen war, wohin Jenen seine Beförderung zum Appellationsrathe berief.

In dieser ungewohnten Einsamkeit, getrennt von meiner Tochter, die bisher, selbst verheirathet,

mir ganz nahe gelebt hatte, konnte ich es nur als eine väterliche Fügung der Vorsicht ansehen, die mir zu der Zeit, wo ich so Vieles missen mußte, eine theure Freundin in die Nähe führte, und mir dadurch — wohl keinen vollen Ersatz — denn wer ersetzt den Ältern ein einziges Kind? — aber eine höchst willkommene Gesellschaft und freundschaftlichen Trost bereitete. Wie manche stille Abendstunde brachte ich bei der verehrten Freundin zu! Wie manche interessante Bekanntschaft habe ich ihrem von so vielen bedeutenden Fremden besuchten Hause zu danken! wie mancher freundliche Sommertag verfloß uns in dem gemeinschaftlich benützten Garten, wo Jede von uns ihren angewiesenen Schattenplatz hatte!

In diesem nahen Zusammenleben lernte ich das stille, echt weibliche Walten dieser Frau erst recht erkennen und schätzen. Nicht bloß, wenn ein geistreiches Gespräch geführt, nicht bloß, wenn von einer neuen literarischen Erscheinung gesprochen wurde, auch jede hausmütterliche Anfrage oder Sorge fand Anklang bei dieser Frau, und sogar antwortete sie einmal, als sie gerade ein Hemd nähete, und man sie fragte, warum sie sich nicht lieber mit der Feder beschäftige: „Es gibt schon zu viel Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viel Hemden gebe.“

Wohl möchte ich diese Ansicht der Dinge nicht vertheidigen — nicht darum, weil ich selbst Bücher geschrieben, sondern weil ich deutlich erkenne, um wie viel jede geistige Entwickelung würdiger als die materielle ist. Aber Dorothea war ihres heißgeliebten Mannes innig ergebene Frau, die Frau, die trotz ihres scharfen Verstandes und der stillen Festigkeit ihres Characters, schon zweimal der Überzeugung ihres Mannes in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen gefolgt war. War es zu verwundern, daß sie auch in einer minder wichtigen Sache, in der Ansicht über die Vortheile der Cultur, ebenfalls seine Meinung angenommen hatte? Und Friedrich Schlegel hatte in einer seiner Vorlesungen, die er hier im Saale zum Römischen Kaiser gehalten, öffentlich gesagt: es sei noch problematisch, ob die Erfindung der Buchdruckerkunst der Menschheit mehr Gutes als Übles gebracht!

So wie in diesen Ansichten und Urtheilen, beherrschte sein Geist in Allem den ihrigen, und sie fügte sich seinem Willen bis in seine kleinsten Wünsche. Aber selbst in dieser aufopfernden Hingebung, so wie in der ihr heiligsten Angelegenheit, in der Ausübung ihrer Religion, beobachtete sie stets eine würdige Haltung, gleich weit von Prunk und Übertreibung entfernt. Man wußte — ja ich

möchte sagen, man fühlte es, daß diese Frau eine sehr fromme Christin, eine herzlich liebende, sich selbst aufopfernde Gattin sei, aber es ließ sich aus keiner einzelnen Handlung, aus keinem prunkenden Worte entnehmen.

Ich weiß, daß man ihr Proselitenmacherei und Intoleranz vorgeworfen. — In fünf Jahren, welche ich in ihrer Nähe zugebracht, ist mir kein einziges Beispiel von der Wirkung einer solchen Denkart vorgekommen, und wenn sie diesen Hang gehabt — wenn sie ihm gefolgt — so muß es sehr in Geheim geschehen seyn. Das weiß ich, daß sie stets mit der höchsten Achtung und Zärtlichkeit von ihrem verstorbenen Vater gesprochen, und seinen Jahrestag mit Gebeth und Trauer gefeiert hat.

Ihrem Manne war sie, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, nicht bloß eine liebevolle Pflegerin und treue Freundin, sie war ihm auch bei seinen literarischen Arbeiten unentbehrlich. Sie schrieb, sie las für ihn, und schwerlich würde er ohne ihren thätigen Beistand in jener Zeit, wo öftere Kränklichkeiten ihn störten (welche später auch seinen Tod herbeiführten), das haben leisten können, was er geleistet.

So lebte sie mit ihm bis zum Winter 1828 — 1829, wo er in Begleitung seiner Schwester=

tochter, der talentvollen Künstlerin Freiin von Buttlar, eine Reise von hier nach Dresden unternahm, um dort ebenfalls Vorlesungen zu halten. Hier ereilte ihn, inmitten seines literarischen Ruhmes und in noch kräftigem Mannesalter, ein plötzlicher Tod durch einen Schlagfluß, dessen Vorbothen sich schon hier in öftern kleinen Schwindelanfällen gemeldet hatten.

Ich werde des Tages nicht vergessen, wo die Trauerbothschaft kam. Wir Alle, ihre Freunde und Freundinnen, umringten sie — sie trug das Furchtbare mit Fassung, ja mit bewunderungswürdiger Kraft, und ergab sich mit christlicher Geduld in das, was die Vorsehung ihr auferlegt. Daß es diese Ansicht — diese fromme Gesinnung, und keineswegs Unempfindlichkeit gewesen, was sie beim ersten Erfassen ihres Verlustes aufrecht erhielt, erwies sich uns, die sie später noch oft sahen und bis zu ihrer Abreise nach Frankfurt mit ihr lebten, aus der Beobachtung, daß ihr Schmerz von Monat zu Monat tiefer, ihre Haltung — selbst im Kreise ihrer Freunde — in sich gekehrter wurde. Es schien, und es war auch wahrscheinlich so, obwohl sie, nach Art aller kräftigern Geister, wenig klagte, wenig über sich selbst sprach, als trete ihr bei jeder vorkommenden Gelegenheit, und diese ergaben sich denn oft, wo sie

des Gemahls Liebe, seinen Rath, seine Hülfe vermißte, bei jeder Veranlassung, wo sie für ihn zu sorgen, zu opfern gehabt hätte, ihr Verlust ihr immer näher und schmerzlicher an die Seele. Daß sie bei seinem Tode nicht gegenwärtig gewesen, ihm nicht die letzte Liebe, Pflege und Sorge hatte weihen können, war eine bittere Verschärfung ihres Leides und wirkte mit der Gewalt eines Vorwurfs auf sie, gegen den das Bewußtsein ihrer vollkommenen Schuldlosigkeit, weil sie ganz nach seinem Willen gehandelt hatte, nichts vermochte. Es ist dieß eine Erscheinung, die man nur zu oft bei großem Schmerz antrifft, daß feinfühlende Seelen denselben mit unverdienten Selbstvorwürfen erhöhen.

Ein oder höchstens zwei Jahre nach ihrem Verlust, wo sie nicht mehr in meinem Hause, aber ganz in meiner Nähe lebte, und ich mich noch oft ihres erhebenden herzlichen Umgangs erfreute, erging der Ruf zur Leitung des Städelschen Museums an ihren jüngern Sohn Philipp Veit, der damals, ein hochgeachteter Künstler, mit seiner zahlreichen Familie in Rom lebte. Sie traten den Weg nach Deutschland an, und die Mutter, welche nun auf ein schönes Ziel ihres Wirkens, und einen Kreis geliebter Wesen hoffen durfte, riß sich von ihren hiesigen Freunden los, und eilte den

Kindern und Enkeln nach Frankfurt, das ihr aus einem frühern Aufenthalt bekannt war, mit Freuden entgegen. Dort, im Schooße der Ihrigen, erwartete sie gleich eine höchst nützliche, ja nothwendige Thätigkeit. Ihre Schwiegertochter war eine Römerin, ihre Enkel in Rom geboren — Keines konnte ein Wort Deutsch, und so mußte die Großmutter sogleich die Führung des ganzen Hauses übernehmen, und dieses zweckmäßige Walten, die Gegenwart ihrer Nächsten, Liebsten, erkräftigte und erheiterte ihre letzten Jahre.

Ein fleißiger Briefwechsel mit ihren früheren Freunden in Berlin und den späteren in Wien, häusliche Thätigkeit und Mitwirkung an der Erziehung ihrer Enkel, häufiger Umgang mit Frankfurtern sowohl als durchreisenden Fremden, die jene „Völkerstraße“ ziehen, und die würdige Tochter, Witwe und Mutter ausgezeichneter Männer aufsuchten, füllte ihre Stunden auf nützliche und angenehme Weise aus. In der Literatur ihrer Zeit blieb sie immerfort bewandert, obwohl ihr aus begreiflichen Ursachen Vieles nicht zusagte, und sie von mancher berühmten Erscheinung anders als die bewundernde Menge dachte. So lebte, so starb sie endlich, die treffliche Frau, nach kurzem Krankenlager, umringt von ihrer Familie, schmerzlich vermißt von Allen, die mit ihr lebten, und

innig betrauert von den Entfernten, die sich ohne Hoffnung irdischen Wiedersehens von ihr getrennt hatten. In ihrem Testamente hat sie der Meisten gedacht, und sich als echte Christin mit dem Tode vertraut gemacht, und so ruft ihr Jedes noch den letzten Dank und das letzte Lebewohl mit gerührtem Herzen nach.

Der Tod der Frau Pauline von Schmerling,

geborne Freiin v. Koudelka, den 30. Juli 1840.

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.
Müllner in der „Schuld."

Wohl sagen uns fromme und weise Männer, daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich sind, daß sie fern ab von unsern menschlichen Berechnungen liegen; wohl lehrt uns eigene Erfahrung, daß der Erfolg unserer Bestrebungen und Anstrengungen selten mit dem viel schöneren Entwurf übereinstimme, welcher unserem Geiste vorschwebte, als wir jene Pläne zuerst bildeten. Und dennoch trifft uns jedes unerwartete und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge widersprechende Ereigniß mit solcher Macht, als wenn wir von jeher an den ungestörtesten Gang der Begebenheiten, und an eine nicht täuschende Ausführung unserer Pläne gewohnt, ja zur Erfüllung derselben berechtigt wären.

Am bittersten und am schmerzlichsten wird wohl von Jedermann ein Fall empfunden, den uns vernünftiger Weise nichts wahrscheinlich machen konnte, auf dessen Eintreten durchaus nicht zu rechnen war, und der daher bloß ins Reich der Möglichkeiten gehörte. Er wirkt um so stärker, je unvorbereiteter er kommt, je nachtheiliger und nachhaltiger seine Folgen sind, je höher das, was er vor unseren Augen niederstürzt, in unserer eigenen und der Meinung der ganzen Gegenwart stand. Ein solcher Fall ist stets der Tod eines jugendlichen Wesens, welchem, nach der göttlichen Weltordnung, noch eine lange Laufbahn bevorstand — noch bedauernswürdiger wird er, wenn der Tod eine ausgezeichnete Persönlichkeit trifft, und vieler Menschen Lebensglück dadurch zerstört oder wenigstens für lange gestört wird.

Der Tod der Frau Pauline v. Schmerling ist ein solches Ereigniß, wo jeder Umstand, jede Beziehung, je länger man darüber nachdenkt, die Größe der Verluste mehrt und den Stachel des Schmerzes schärft. Erzogen mit aller Sorgfalt für die Ausbildung ihres Geistes und Herzens, vermählt an einen trefflichen Gemahl, den sie aus keiner conventionellen Rücksicht, sondern aus Liebe und Überzeugung seines Werthes gewählt, Mutter von zwei holden, aber noch kleinen Kindern;

in jeder Beziehung: als Tochter, Gattin und Mutter, ganz von ihrer Pflicht durchdrungen und nur für diese lebend, stand sie auf einem Grade geistiger Bildung, Sprachkenntniß und künstlerischer Fertigkeit, auf welchem man selten eine Frau nur in dem einen oder andern dieser Zweige finden wird. Sie verstand vollkommen französisch, italienisch und englisch und kannte die Literatur dieser Nationen; sie las sogar griechisch, aber Niemand wußte dieß, sie verbarg diese, wie alle ihre übrigen Kenntnisse, mit eben der Sorgfalt, mit der sie Andere zur Schau tragen. Sie hörte lieber zu, als daß sie selbst sprach, sie maßte sich in Gesellschaften nie das große Wort an, machte nie ihre Verdienste oder Talente geltend, ja sie schien sich derselben beinahe nicht bewußt zu seyn. Alles, was sie wußte, was sie gelernt oder selbst gedacht hatte, war so ganz in ihr innerstes Wesen aufgenommen und in dasselbe verwandelt, daß nirgend ein einzelnes Fragment, eine einseitige Tendenz, wie bei manchem Gelehrten, und noch mehr bei mancher gelehrten Frau zu bemerken war, sondern das Ganze in ein treffliches, die Eigenthümerin und ihre Umgebung beglückendes Dasein verschmolzen war.

Ihr eminentes Talent für Blumenmalerei war die einzige Seite ihrer vielfachen Geistesbildung,

welche der Welt kund wurde, und in dieser erwarb sie sich allgemeinen und wohlbegründeten Ruhm. Die Treue, Wahrheit und Weichheit ihrer Blumenschöpfungen unterschied diese von den meisten ihres Faches und erhob sie über dieselben. Die größten Künstler Wiens sprechen dieß Urtheil aus, auf die sich ein Laye berufen muß, der für das seinige blos sein Auge und ein inneres Gefühl für Wahrheit und Natur anführen kann. Die Blumen, welche Frau v. Schmerling malte, glaubte man wirklich vor sich zu sehen, man glaubte die leise Bewegung ihrer zarten Blätter zu bemerken, den Duft zu athmen, den sie aushauchten.

Ich habe die früh Entrissene recht wohl gekannt. Ich habe ihr stilles und doch innerlich so reiches Leben im Hause ihrer verehrungswürdigen Ältern beobachten können; ihre Liebe zu ihrem Gemahl, den ihr Herz gewählt; ich war bei ihrer Trauung zugegen, und habe sie dann später sehr oft in ihrem einfachen, aber höchst zusagenden Haushalte schalten und walten, und die gefeierte Künstlerin die Staffelei verlassen sehen, um Kleidchen für ihre Kinder zu nähen, oder sich freundlich ihren Spielen hinzugeben. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mit ihr über Kunst, Literatur, über häusliche Vorfälle, über öffentliche Ereig-

nisse zu sprechen. Stets hat sich ein tiefes Gemüth, ein richtig empfundenes Urtheil und eine einfache Wahrheit der Ansicht bei so vieler Geistesbildung gezeigt, daß ich sie eben so sehr verehren als lieben mußte. Und diese Frau mußte ihrer tiefbetrübten Familie, dem geliebten Gemahl, den unmündigen Kindern, in der Blüthe ihres Lebens entrissen werden! Hier bleibt nichts übrig, als die sterbliche Stirn tief zu beugen, und Gottes unerforschliche Rathschläge in Demuth anzubethen.

Man deute mir, was ich jetzt noch sagen will, als keine Übertreibung, noch als Paradoxie. Ich spreche nur mein eigenes Gefühl aus, wenn ich mir der Verklärten Wesen und Walten, und ihre Liebe zu den Blumen, so wie ihr unbegreifliches Talent, die eigenste Natur dieser Kinder Florens aufzufassen und darzustellen, zurückrufe. Ich möchte sagen: Pauline war selbst eine Blumennatur. — Wie diese durch ihren bloßen Anblick, ohne Absicht oder Zweck erfreut, so erfreute Paulinens Erscheinung bloß dadurch, daß sie da war, jedes Herz; wie eine Blume durch Duft und Farbenspiel Andere erquickt, ohne selbst etwas davon zu haben, so herzlich und hingebend war Paulinens Gesinnung; und mild und weich, wie der Schmelz und Sammt der von ihr gemalten

Blumen, war ihr Umgang für Alle, die sich ihr nähern konnten; aber auch wie die Blumen war sie sich aller dieser Vorzüge nicht bewußt, und wenn sie in Gesellschaft, von Vielen gesucht, umringt, gefeiert war, schien sie allein dieß nicht zu bemerken, oder sich dessen zu überheben.

Vielleicht war es diese Übereinstimmung ihres Innersten mit der Natur der lieblichen, arglosen und erfreulichen Kinder des Frühlings, was ihre Seele zu ihnen zog, und in welcher die Künstlerin die Gabe entwickelte, die Schwesterwesen so treu und schön darzustellen. Genug, sie besaß dieß Talent in ungewöhnlichem Grade, und wenn einst Niemand von ihren Zeitgenossen und Jugendgespielen, der Zeugniß von ihren Tugenden und ihrer anerkannten Liebenswürdigkeit geben könnte, mehr am Leben seyn wird, werden ihre Blumenschöpfungen noch leben und ihr ein schönes Denkmal stiften.

Gabriele Baumberg.

Den 24. Julius 1840.

Heute ist der 24. Julius. Ein Jahr ist gerade vorüber, als fern von hier, einsam, zurückgezogen, von der Welt ganz unbemerkt, ein sehr edles, und einst viel gefeiertes Dasein erlosch, von dessen letzten Schicksalen, so wie von dem Ende desselben, vielleicht Niemand in Wien Kunde hatte. Frau Gabriele von Batsany, geborne Baumberg, starb nämlich zu Linz an diesem Tage, und erst 11 Monate nachher kam zufällig durch ein Gedicht derselben an ihren Gemahl, das zu ihrem Andenken gedruckt wurde, die Nachricht ihres vor so vieler Zeit erfolgten Todes an den Freiherrn von Hammer-Purgstall, dem dieses Gedicht zugesandt wurde.

Er war so gütig, es mir mitzutheilen — und beim Lesen dieser sehr schönen Strophen, die so ganz den mir wohlbekannten Geist, das Gefühl der Verewigten und ihre Liebe zu ihrem Gemahl

aussprechen, — erhob sich wunderbar vor meinem Geiste eine liebliche Mädchengestalt in der Blüthe der Jugend, und tausend Bilder aus meinen „längst vergrünten Jahren,“ wie Hagedorn sich ausdrückt, stiegen mit ihm aus der Dämmerung der Vergangenheit empor. Gabriele stand vor mir, wie ich sie in ihrer, meiner Jugendzeit, so oft, so gern sah! — Schlank und zierlich gebaut, mit den nicht gerade schönen aber höchst ansprechenden Gesichtszügen, mit den blauen, seelenvollen Augen, dem angenehmen Ton der Stimme, in der mit Geschmack und Einsicht gewählten Toilette das Mädchen, das durch ihre Gestalt und den Zauber ihres Umgangs, noch mehr aber durch das Talent der Dichtkunst, damals — in dem achten Decennium des vorigen Jahrhunderts, in Wien Aufsehen, Bewunderung, und vielfältig herzliches Wohlwollen erregte.

Es war damals in Wien, in Österreich eine schöne, lebensvolle, jugendkräftige Zeit. „Aus der Fackel von Josephs **II.** Genius waren (wie sich Forster in seinen Ansichten vom Niederrhein ausdrückt) Funken in Österreich gefallen, die nie wieder verlöschen sollten,“ und auch nicht wieder erloschen sind. Die Literatur, die Poesie fing an mächtig die Flügel zu regen; das Theater hatte unter des Kaisers eigener Leitung eine hohe Stufe

der Vollkommenheit erreicht; wir hatten Brockmann, Katharina und Anna Jaquet, Lange und den großen Schröder; die Italienische Oper war vortrefflich; die Musik blühte unter Mozart's, Haydn's und Salieri's Thätigkeit. Alxinger, Denis, Blumauer, Ratschky, Leon und viele andere Dichter; in ernsten Wissenschaften Sonnenfels, Jaquin, Born u. s. w. verherrlichten jene Zeit, und selbst das geheimnißvolle Treiben der Freimaurerei, das weit verzweigt, mit seinen überall gesungenen Liedern und seinen weißen Handschuhen sich in die Herzen der Mädchen einzuschleichen wußte, gehörte mit zu den schlagenden Geisterpulsen jener Zeit. Mitten in diesem regen Leben und im Umgang mit den meisten der obengenannten Dichter und anderer in Kunst oder höherer Geistesbildung Ausgezeichneter, hatte sich, im Schatten des älterlichen Hauses, in dem sie sittsam und häuslich aufwuchs, Gabrielens Genius entfaltet.

Meine Ältern hatten vielfach von ihr reden gehört, durch Alxinger, Leon, Blumauer, welche Gabrielen als Dichterin bewunderten, und sie als Mädchen achteten. Mein Vater wünschte sie kennen zu lernen, und der ihrige, ein angesehener Beamter, führte sie, von Alxinger, dem genauen Freunde meiner Ältern begleitet, bei uns ein. Auf den ersten Blick gewann ich sie lieb — gewannen

wir uns lieb, darf ich wohl sagen, denn ich rufe mir mit Vergnügen so manchen stillen Abend zurück, den wir freundschaftlich im Einklang jugendlicher Herzen mit einander verplauderten, oder, wenn größere Gesellschaft bei meinen Ältern war, im Besuchzimmer oder im Garten mit Musik und fröhlichen Spielen zubrachten.

Gabriele verstand es, sich vortheilhaft zu kleiden, und eine von Natur angenehme Gestalt durch wohlgewählten Putz zu erheben. Besonders zeigte sich dieß Talent bei Ballanzügen, oder bei Masken auf den Redouten, welche damals wohl in viel besserem Credit als jetzt standen, und von viel mehr eleganter Welt besucht wurden. Wie Fräulein Baumberg auf der letzten Redoute angezogen gewesen? wurde gefragt, besprochen, nachgeahmt. Jedesmal wußte sie ihren Anzug sinnig und poetisch zu wählen, und einmal soll sie als Bianca Capello aus den damals vielgelesenen Meißner'schen Skizzen gar wunderlieblich ausgesehen haben.

Ein Abend in meiner Ältern Garten wird mir unvergeßlich seyn. Es waren unser mehrere junge Mädchen beisammen. Auf Gabrielens Vorschlag pflückten wir uns Ringelblumen, verfertigten Kettchen daraus, und hingen sie an die niedrigen Äste der Bäume wie Festons auf. Es war ein Kinderspiel, aber es unterhielt uns erwachsene Mädchen

königlich. Nach dem Spiel wünschte Gabriele sich von den Vergißmeinnichten, die sonst häufig am Rand eines kleinen Baches wuchsen, der den Garten bewässerte, einen Strauß zu pflücken. Wir suchten und suchten, aber sei es, daß die Zeit dieser Blümchen vorbei, oder die Abendstunde schon zu dunkel war — wir fanden keines.

Mich unterhielt diese kleine Begebenheit, und ich kleidete sie in eine Idylle ein, die ich Gabrielen widmete, und in welcher ich einige Beziehungen in unserer Mädchenwelt mit leisen Anspielungen berührte. So trauerte Gabriele, welche in der Idylle den Namen Semira trug, wirklich um einen fernen Freund, den sowohl seine Verhältnisse als noch mehr eine Anstellung, welche er in den damals österreichischen Niederlanden erhielt, von ihr trennten. In ihr Stammbuch, das man jetzt Album nennen würde — hatte er ihr am Vorabende seiner Abreise einen weinenden Amor gezeichnet, welcher sich vergeblich bemüht, eine Fackel, die er in Händen hält, auszulöschen. Darunter stand:

Pour l'eteindre il n'a que des larmes.

Nicht lange darnach erschien in einem Almanache ein liebliches Gedicht von ihr, an den Mond, von dem ich nur Eine Strophe behalten habe:

O lieber Mond! Wärst du ein Spiegel!
Um wie viel lieber noch ging ich

Des Nachts auf unsern Blumenhügel,
Um wie viel lieber hätt' ich dich!

denn er konnte ihr dann das Bild des Entfernten zuwerfen.

Dieß Verhältniß war indeß definitiv zerrissen. Es knüpfte sich auch nicht mehr an, als jener Freund, ein sehr gebildeter, interessanter Mann, nach ein Paar Jahren, in Folge der in Niederland ausgebrochenen Unruhen, mit den übrigen Österreichischen Beamten zurückkehrte, und hier seine Anstellung fand.

Von dieser Zeit an sah ich Gabrielen viel seltener — ohne daß ich eine Ursache anzugeben wußte — und ich hörte mehr von ihrem Leben und Dichten, als ich selbst sah. Ein sehr niedliches Epigramm über die damals aufgekommene Mode für Damen, die Uhr an einer Kette in der Brust zu tragen, bekam ich durch die dritte Hand. Es stehe hier, denn es ist gar hübsch.

Verkündet's laut, ihr Grazien und Musen,
Die Damen tragen jetzt die Uhr im Busen!
Weh dem, der noch nach Liebe frägt,
Und glaubt, es sei ein Herz, was ihm entgegen schlägt!

Der Ton und Inhalt ihrer Lieder fing nach dieser Zeit an, sich zu verändern. Ernstere Ansichten, Gesinnungen, die mitunter von den politischen Ideen der Zeit gefärbt waren, erschienen in Almanachen und ähnlichen Sammlungen. Sie

hatte in dieser Periode die Bekanntschaft ihres künftigen Gemahls, eines sehr gebildeten und geistreichen Ungars, Herrn v. Batsany, gemacht, und seine Geistesrichtung hatte, wie das so natürlich bei wahrhaft liebenden Frauen ist, mächtigen Einfluß auf die ihrige, und somit auch auf ihre Dichtungen gehabt. Von ihren ältern Bekannten hatte sie sich, vielleicht in Folge dieses neuen Verhältnisses, ganz zurückgezogen; ihre Ältern waren indeß gestorben, ich hatte geheirathet, auch mein Vater starb bald darauf ebenfalls. — Im täglichen Leben, besonders in großen Städten, wechselt der Freunde Kreis eines Hauses oft sehr schnell — neue Bekanntschaften, Todesfälle, Abreisen bringen in kurzer Zeit einen gänzlichen Wechsel der Umgebung hervor. So ging es auch bei uns. Gabriele hatte sich ganz aus meinem Bereich verloren — und da einige unserer gemeinschaftlichen Freunde, besonders Alxinger, der sie oft besuchte, gestorben waren, hörte ich später nur durch das Gerücht von ihr.

Als die erste Sammlung meiner Idyllen in Druck erschien, glaubte mein Mann, der sich um alle meine Schriften sehr lebhaft und thätig annahm, Alles durchsah, verbesserte, ordnete, daß jene Idylle über die Blumenketten der Aufnahme in die Sammlung nicht werth sei. Ich schloß sie daher aus, und überschrieb Gabrielen eine andere,

welche „der Tanz“ heißt. Sie erwiederte meine Zuschrift mit einem herzlichen Briefe.

Dieser Brief war das letzte Zeichen ihrer Freundschaft für mich, der letzte Laut, den ich unmittelbar von ihr vernahm. Nicht lange darnach heirathete sie jenen Herrn v. Batsany, und folgte ihm, als er vermöge seiner Verbindung mit der französischen Nation 1805 Wien verließ, nach Paris. In Paris fand sie nach einigen Jahren Baron v. Hammer, der sich dort aufhielt, um die aus der k. k. Bibliothek entführten Manuscripte zu reclamiren — in ziemlich beschränkten Umständen.

Wieder einige Jahre nachher lebte sie — wahrscheinlich ohne ihren Gemahl, in Wien, im Hause des geschätzten Literaten und Botanikers von Ruprecht, aber sie ließ sich bei Niemand von ihren ältern Bekannten sehen. Dann verschwand sie abermals, und Niemand wußte, ob sie noch lebe, da weder von der Frau, noch von der Dichterin ein Laut hörbar wurde.

Jetzt, nachdem sie ein hohes Alter erreicht haben mußte — vernimmt man durch ein Gedicht an ihren Gemahl, daß sie nicht mehr lebt. Ob dieß Gedicht damals oder früher gedichtet worden, ist unbekannt, doch spricht die Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks, die Wärme des Gefühls für eine frühere Zeit der Entstehung.

So still, so vergessen von der einst sie bewun-

dernden Welt, verlosch dieser liebliche Stern an unserm Österreichischen Dichterhimmel, nachdem er bei seinem ersten Erscheinen zu schönen Hoffnungen berechtigt hatte, in spurloser Dämmerung. Daß sie sich durch den Besitz ihres Gemahls glücklich gefühlt, wie es aus dem Gedicht hervorzugehen scheint, ist der einzige Lichtpunct, auf dem der warme Antheil ihrer Freunde an ihrem Schicksal ausruhen kann. So wollen wir uns an diesen Lichtpunct halten, und glauben, daß Gabriele, das einst so liebenswürdige Mädchen, die talentvolle Dichterin, auch später, wenn gleich unter ungünstigen Umständen, an der Seite ihres Gemahls zufrieden gelebt habe. Kinder hat sie nie gehabt, so viel ich weiß. Ihre Gedichte aber sind ein schönes Vermächtniß, das sie ihrem Vaterlande gelassen, und es wäre nur zu wünschen, daß sie mehr bekannt und lebhafter im Gedächtniß der jetzigen Welt wären, wie sie es verdienen. Ich habe sie herzlich geliebt, auch sie war mir herzlich gut. — Jetzt, wo so manche uns auf Erden trennende Schranken gefallen, so mancher Gesichtspunct zurecht gerückt ist, wird ihr sanfter Geist wohl noch der Jugendgespielin denken, und so empfange sie dort, wo sie im Lichte wandelt, hiermit den letzten warmen Gruß aus dem dunkeln Erdenthal, das sie bereits zurückgelegt hat.

Marie Gräfin von Zay,
geborne Freiin v. Calisch.

Ein festliches Ereigniß hatte im Sommer 1819 einen kleinen Kreis gebildeter, freundschaftlich gesinnter Menschen auf dem alterthümlichen Schlosse Zay-Ugrocz, in den waldigen Bergen des Trentsiner-Komitates, dem Stammsitze der damals freiherrlichen (später gräflichen) Familie von Zay versammelt. Es galt die Vermählung des Fräuleins Wilhelmine von Artner mit Herrn Feldkriegskommissär von Romano, einem in jeder Rücksicht hochachtbaren Manne. Wilhelmine war die jüngste Schwester Theresens von Artner, die unter dem Namen Theone in der literarischen Welt rühmlich bekannt ist, und die mit einer andern Freundin, Frau Marianne von Neumann, die „Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt," herausgegeben hatte. Diese drei, und noch zwei verheirathete Schwestern Theresens waren durch Jugendfreundschaft mit Marien von Zay, der Gebieterin

des Schlosses, verbunden, und diese Freundschaft, welche während der Jahre, wo Baron Zay jeden Winter in Ödenburg wohnte, geschlossen worden war, umfaßte diese trefflichen Frauen bis zu ihrem Tode.

Marie von Zay, geborne Freiin von Calisch, auf dem Schlosse ihrer Ältern *) als einzige Tochter mit großer Sorgfalt und Liebe erzogen, als blühend schönes Mädchen und reiche Erbin an einen Verwandten, Baron Emerich von Zay vermählt, war stets, ohne ihr Zuthun, durch Umstände und Persönlichkeit der Mittelpunct der sie umgebenden Welt. Aber nie übte sie dieß Recht, das ihre Umgebungen ihr willig zugestanden, auf andere Art, als daß sie durch höhere Geistesbildung, herzliche Gastfreundschaft, wozu ihr die patriarchalischen Sitten ihres Vaterlandes häufig Gelegenheit boten, und unermüdliche Aufmerksamkeit, es ihren Gästen höchst behaglich in ihrer Nähe machte, und diese, wenn sie erst sie selbst und den würdigen Gemahl genauer kennen gelernt hatten, mit festen Banden des Wohlwollens und der Achtung an sich zog. Man kann von diesem Hause sagen, daß es wie eine milde Sonne, Strahlen höherer Geistesrichtung und wohlthä-

*) Zu Toth-Prona am 25. Februar 1779.

tige Wärme schön-menschlicher Gefühle um sich verbreitete, die dann, wie das meist zu geschehen pflegt, denn:

> Ein edler Mensch zieht edle Menschen an,
> Und weiß sie fest zu halten.
>
> Göthe's Tasso.

auch wieder mit inniger Anhänglichkeit und mit Wohlwollen bis zum Tode erwiedert wurden.

Die Familie bestand außer den Ältern nur noch aus einem Sohne, der damals ein Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben und hoher Moralität, später sich auf den ungarischen Landtagen einen bedeutenden Namen erworben hat, und jetzt mit einer eben so schönen als achtungswürdigen Gattin, als Vater mehrerer Kinder, nach der Ältern Tode die Würde und den Glanz des väterlichen Hauses fortsetzt. So lebte diese Familie auf ihrem freundlichen, eleganten Schlosse Bucsan in der Nähe von Tyrnau, und eben so auf dem alterthümlichen Stammsitz Zay-Ugrocz; nur mit dem Unterschiede, daß in der fruchtbaren Ebene unfern von Preßburg und dem Badeorte Pistyan, die Besuche viel häufiger und wechselnder waren. Wenn wir so im Musiksalon zu Bucsan versammelt waren; Notabilitäten, wie Baron Mednyansky, Graf Salm, Baron Oczkay, Graf Máiláth sich unter uns befanden, sehr gute Musik gemacht

wurde, und besonders der Sohn des Hauses uns durch sein meisterliches Spiel erfreute, da bemerkte Marie manchmal mit stillem Stolze, und wir Andern nicht ohne Verwunderung, daß doch Niemand, der diese Gesellschaft sah und hörte, sich auf einem slawakischen Dorfe zu befinden glauben würde.

Wenn der Herr des Schlosses die industrielle und nützliche, so repräsentirte Marie die poetische Seite unsers jetzigen, oder eigentlich des vor 20 — 25 Jahren herrschenden Zeitgeistes: Alles, was in Landbau, Gartenkultur, Technologie u. s. w. seit dem Beginne des Jahrhundertes ersonnen, entdeckt, verbessert worden war, fand in des Barons hellem Geiste Aufnahme und Förderung — Alles, was Schönes, Erhebendes, Ergreifendes geschrieben und der Welt mitgetheilt worden war, wurde von Mariens gleichgestimmtem Gemüthe erkannt und gewürdigt. Dieser Sinn war es, der sie schon frühe mit Theresen (Theonen) und Mariannen befreundete, und in Mitte aller dieser Anregungen entwickelte sich auch in ihr bald der Trieb, selbst etwas zu schaffen, das, was sie beobachtet, empfunden, gedacht hatte, auszusprechen, und so entstand zuerst ein Band kleiner Lustspiele, nach der damals sehr beliebten Art der Kotzebue'schen oder der von Baron Steigen-

tesch, so wie auch ein Band Erzählungen, jedoch erschien beides unter dem Titel: Mariens Feierstunden, ohne ihrem Familien-Namen. Sie fanden Beifall, wie sie denn auch, ohne Ansprüche auf tiefe Poesie oder frappante Situationen zu machen, das Leben, das Marien umgab, die Vorfälle, die Charactere, die in ihren Bereich kamen, wie sie sich in dem Geist und Gemüth einer edlen Frau abspiegelten, getreu, wahrhaft, lebendig und unterhaltend darstellten. Durch diesen Erfolg ermuthigt, erschienen bald nach einander noch drei Bändchen Erzählungen mit ihrem vollen Namen, worunter namentlich die Eine: die Bergfahrt genannt, ein wirklich stattgehabtes Ereigniß, eine Besteigung des Berges Rokos, und uns Alle, die wir daran Theil nahmen, freundlich, herzlich, und so viel es die nöthige poetische Einkleidung erlaubte, ganz naturgetreu schilderte.

Diese Besteigung war von dem Stammschlosse Zay-Ugrocz aus, das nur wenige Stunden von diesem Berge entfernt liegt, unternommen worden, und hierdurch zurückgeführt auf den Punct, von welchem dieser Aufsatz ausgegangen, fahre ich fort zu erzählen, daß unser Leben auf dem alterthümlichen Schlosse, das mit einer Hälfte dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts angehörte, während die andere, viel ältere, beinahe in Ruinen

lag *), sich ganz in dem Sinne gestaltete, wie es Herr und Frau vom Hause zur großen Zufriedenheit ihrer Gäste überall einzurichten verstanden.

Dieselbe herzliche Gastfreiheit, derselbe zwanglose Ton, dieselbe zwischen Spaziergängen in den waldreichen Umgegenden, gemeinschaftlicher Lectüre und Musik wechselnde Lebensweise. Es waren unser, nebst mehreren treuen Freunden und Angehörigen des Hauses, vier Dichterinnen beisammen, die Frau vom Hause, Therese, Marianna Neumann und ich. Im Anfange scherzten wir darüber und nannten uns nach der damals erschienenen Erzählung Fouqué's, die Sänger auf der Wartburg, hatten auch Jede etwas gedichtet, das am Hochzeittage überreicht und gelesen werden sollte. Als aber an einem dunkeln Abend ein Wagen in den Schloßhof rollte, und bald darauf an der Hand eines Freundes der Familie, des Generals Freiherrn v. Jetzer, unser vaterländische Dichter Grillparzer eintrat, das Fest durch seine Gegenwart zu verherrlichen, da war die Überraschung und die Freude vollkommen, aber der Scherz mit der Wartburg verschwand, als der geniale Dichter

---

*) Jetzt, unter dem gegenwärtigen Besitzer Grafen Carl Zay ist das ganze Schloß gleichförmig und schön aufgebaut, der Schloßgraben in einen Garten umgestaltet worden.

unter uns war. Er kam von Gastein, oder eigentlich über Gastein von seiner italienischen Reise zurück, und hier in dem Waldschlosse hörten wir Alle mit Bewunderung ihn sein herrliches Gedicht, den Abschied von Gastein, recitiren. Schöne Tage waren es für Marien und uns Alle, die er hier zubrachte; Frohsinn, Freundschaft und manch heiterer Scherz machte diese kurze Periode und besonders den Hochzeittag selbst zu einem hellen Glanzpuncte für die meisten Theilnehmer desselben, und sein freundlicher Schein strahlte noch weithin in ihr Leben hinein — bei Vielen — ach! bei den Meisten, die vor 23 Jahren dort versammelt waren, leuchtet er schon über ihre Gräber, auch über der damals Vermählten, so wie über Mariens und ihres edlen Gatten Grab!

So war das Zay'sche Haus in jener Zeit ein Tempel würdiger Rechtlichkeit, tadelloser und feiner Sitte, hoher Bildung und herzlicher Güte.

Wer aber dieses Paar, und besonders Marien, im reinsten Glanze menschlich schönen Waltens sehen wollte, der mußte sie im Kreise ihrer Hausgenossen, ihrer Unterthanen, und in den Beziehungen zu diesen betrachten. Eine heitere Ordnung herrschte in allen Theilen des Hauses. Alles war an seinem Platze, Menschen sowohl als Sachen, Zeiteintheilung und Veranstaltungen. Alles lief

ohne scheinbare Anstrengung, wie von unsichtbaren Fäden geleitet, in wohlthuender Stille ab, und jeder Gast fühlte sich bald einheimisch in den befriedigenden Umgebungen. Noch schöner aber war das Wirken dieser trefflichen Menschen für die ihnen von Gott anvertrauten Unterthanen. Väterlich sorgte der Gebieter für sie, und das Verhältniß, in dem der Bauer zum Gutsherrn in Ungarn steht— begünstigt bei wohlwollenden Herren wie Baron Zay dieß väterliche Walten. Der Gutsherr tritt als Vater, nicht als Lehensherr auf, der seine Kinder, wenn es Noth thut, mit Saatkorn, Vieh, Holz zum Erbauen ihrer Häuser, Ackergeräth u. s. w. versieht. Freilich ist ein solches Verhältniß bei fortschreitender Kultur wohl nicht bleibend festzuhalten, aber bei Gebietern, wie Baron Emerich und seine Gattin, war das Schicksal der Unterthanen in die beste Hand gelegt. Marie ging noch weiter. Sie wurde der Rathgeber, der Arzt ihrer Unterthanen, ja der Umgegend. Eigener Antrieb sowohl als das gefühlte Bedürfniß ärztlichen Entgegenkommens auf dem Lande, wo oft im Umkreise mehrerer Meilen kein Arzt lebt, und wenn auch einer vorhanden ist, man im Nothfall nicht mit Sicherheit darauf rechnen kann, ihn zu Hause zu treffen, vermochten Marien, sich medicinische Kenntnisse zu erwerben.

Ihr lebhafter Geist, ihre vielseitige Bildung erleichterte ihr dieß Studium. Sie war mit den Krankheiten und ihren Symptomen, so weit dieß ohne Anatomie und eigentliche Pathologie thunlich ist, ziemlich genau bekannt; sie verstand den Puls und kannte die Natur und Wirkung der meisten einfachen Arzneimittel, die sie in ihrer Hausapotheke geschickt und zuverlässig bereitete, und ihre Zofen mußten ebenfalls lernen, was zu passender Handreichung bei diesem Geschäfte, so wie auch bei Verbinden von Wunden oder andern ähnlichen Verletzungen zu thun war. Zu ihr nahmen daher nicht nur die Bewohner des Schlosses, sondern auch Viele aus der Umgegend, vor Allen aber ihre Unterthanen ihre Zuflucht, und sie half Vielen, da bei der einfachen Lebensweise dieser Menschen auch ihre Krankheitszustände einfach und nicht schwer zu erkennen waren, und die gütige Gebieterin in den meisten Fällen zu den Arzeneien, welche sie den Armen reichte, noch manche milde Spende an guter Fleischbrühe oder irgend ein anderes Stärkungsmittel fügte. Dafür war auch die Vorhalle auf dem Ugroczer-Schlosse, auf welche ihre und unsere Thüren sich öffneten, so wie ihre Vorzimmer in Bucsan immer mit Dürftigen oder Kranken besetzt. Wie ein wohlthätiger Engel waltete sie unter ihnen, und am hellsten

zeigten sich diese Bemühungen in den traurigen Jahren von 1816 und 1817, wo in jenen Gebirgsthälern, als Folge mehrerer Mißjahre, große Noth herrschte. Ich war damals Zeugin solcher Scenen, und habe die Frau, die ich schon von mancher vortheilhaften Seite kannte, noch höher achten gelernt.

Bei der fleißigen und ernsten Beschäftigung mit Arzneikunde konnte es nicht fehlen, daß ihr lebhafter Geist sich auch schnell mit den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete befreundete, mit den magnetischen Baquets und der Homöopathie. Sie besaß selbst ein solches Baquet, und wendete es für ihre eigene und die Heilung anderer Kranken in ihrem Hause an; homöopathische Arzeneien bereitete sie mit großer Gewissenhaftigkeit, war bald enthusiastisch für dieß System eingenommen, und korrespondirte mit Ärzten darüber.

Dieß machte ihren Namen in der medicinischen Welt bekannt, wie er es durch ihre Schriften in der belletristischen schon lange war, und Professor Harleß aus Bonn erwähnte ihrer ehrenvoll in einem Werke, wo er von den Verdiensten spricht, welche Frauen sich um die Naturgeschichte und verwandten Wissenschaften erworben haben. Als er sich im Jahre 1832 mit der Naturforscher-Gesellschaft in Baden befand,

lernte ich ihn zu meinem großen Vergnügen kennen; er sprach mir mit Wärme von meiner Freundin, besuchte mich auch darauf in Wien, und sandte mir später ein Exemplar jenes Buches für Marien.

Das Jahr vorher hatte die Cholera, das „furchtbare Räthsel,“ in den Gegenden, wo Marie lebte, auf beklagenswerthe Weise gewüthet, ihr einige sehr werthe Bekannte, und endlich den treuen Lebensgefährten, den ihrer Liebe so würdigen Gemahl entrissen. Mit der frommen Ergebung, mit der sie die eigenen Leiden, eine lange Kränklichkeit, seit vielen Jahren ertrug, ertrug sie auch diesen schweren Verlust, blieb noch ein Paar Jahre lang ganz bei ihrem Sohne, dem sie die Güter übergeben, und entschloß sich später, nachdem ihre Kränklichkeit zugenommen, um ärztlicher Hülfe näher zu seyn, den Winter in Ödenburg zuzubringen, und nur während des Sommers bei und mit ihren Kindern und Enkeln zu leben.

Jedes Jahr aber fühlte sie ihre Brustbeschwerden zu- und ihre Lebenskraft abnehmen. Noch im Herbste 1840 war sie im Stande, nach Wien zu kommen, wo ich sie mit Freuden und oft — leider aber, was ich nicht ahnete! zum letztenmal sah, da meine höhern Jahre und häuslichen Verhältnisse es mir schon lange unmöglich gemacht hatten,

sie, wie in früherer Zeit, auf ihrem Landsitze zu besuchen. Den Sommer nach diesem Besuche stürmten häusliche Leiden und Sorgen bei schweren Krankheiten ihrer Lieben während ihres letzten Aufenthaltes in Bucsan gewaltsam auf ihre schon sehr gesunkene Kraft. Nach Ödenburg zurückgekehrt, sah ich deutlich aus ihren Briefen, daß sie den Stand ihrer Gesundheit genau erkannte, aber mit der Ruhe und Heiterkeit einer Christin ihrem nahen Ende entgegensah. Wahrlich, man konnte sich erbauen an der Art, wie sie lange vorher von der Vergänglichkeit irdischer Freuden, von dem Dahinschwinden der früheren Kräfte, Genüsse und Anerkennungen, wobei sie oft Schillers Worte: „Ich bin nur noch der Schatten der Maria," auf sich anwandte, und ihrer nahen Auflösung sprach. Am 1. April l. J. endete nach längerem Leiden ein sanfter Tod dieß schöne, wohlthätige Leben, und ließ ihr noch die Beruhigung, einige ihrer sonst entfernten Anverwandten und Freundinnen an ihrem Sterbebette zu sehen, so wie die treue Freundin, Theresens letzte übrige Schwester, deren Güte auch ich die nähern Details über Mariens letzte Augenblicke danke.

Wien, im Julius 1842.

Eitelkeit.

Dante's Göttliche Komödie beginnt mit der Erzählung, daß der Dichter sich auf der Hälfte des Lebensweges in einem finstern Wald verirrt habe, wo ihm zuerst ein Pardel mit schöngefleck- tem Fell hindernd entgegen getreten, dann ein grimmiger Löwe, und zuletzt eine hungrige abge- magerte Wölfin erschienen war, die ihm so viele Furcht einflößten, daß er nicht wußte, wie er die Höhe erklimmen sollte, die als Ziel seines Stre- bens vor ihm lag.

Alle Ausleger sind darüber einig, daß die drei Thiere die drei Hauptleidenschaften des Menschen, und ganz eigentlich in ihrer natürlichen Reihe, wie sie im Gemüthe desselben aufeinanderzufolgen pflegen, bedeuten; der Pardel die Sinnlichkeit (Wollust), der Löwe den Stolz (Hoffahrt), und endlich der hungrige Wolf die Habsucht (den Geiz).

Bei der Versuchung unseres Heilandes schienen mir von jeher die Vorschläge, welche der Satan

demselben machte, denselben Sinn zu enthalten, und darauf berechnet gewesen zu seyn, jenen drei Hauptleidenschaften des Menschen entgegen kommend zu schmeicheln.

Der Versucher schlug nähmlich dem durch langes Fasten erschöpften Erlöser zuerst vor, die Steine in Brod zu verwandeln (ein sinnliches aber damals gewiß dringendes Bedürfniß); zweitens führte er ihn auf die Zinnen des Tempels und wollte ihn anreizen, sich von da hinabzustürzen, weil sein himmlischer Vater unfehlbar den geliebten Sohn durch seine Engel beschirmen und auf diese Weise öffentlich erklären würde — (Anreizung zu Eitelkeit, Hochmuth). Endlich versprach er ihm alle Reiche der Welt zu schenken, wenn er vor ihm niederfallen und ihn anbethen würde (Befriedigung der Habsucht).

Diese drei Leidenschaften werden also als die mächtigsten in der menschlichen Brust erkannt, unter ihnen aber ist, meiner Meinung, der Hochmuth mit allen seinen Verzweigungen von Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmsucht, die gewaltigste und am öftesten erscheinende. Der Geiz ist eigentlich ein Laster der vorgerückten Jahre, welche eben nicht jeder erreicht, und so begegnen wir ihm im gewöhnlichen Lebensverkehr seltener.

Auch die Sinnlichkeit oder Wollust hat ihre

ziemlich bestimmten Grenzen, innerhalb welcher sie ihren Einfluß am mächtigsten und erfolgreichsten ausübt, die Zeit der Jugendblüthe und des kräftigern Mannesalters. Späterhin, wenn sie sich noch zeigt, erscheint sie meist unter zu widerlichen Formen, um noch große Wirkungen hervorzubringen.

Aber die Hoffart, unter der Gestalt von Ehrgeiz, Hochmuth, Eitelkeit u. s. w., ist diejenige Leidenschaft, welche uns durch alle Stadien des Lebens begleitet, und uns bald zu unerlaubten, bald zu lächerlichen, und leider nur zu oft zu unheilvollen Gesinnungen und Thaten treibt. Ein geistreicher, und was noch mehr ist, ein sehr vernünftiger Mann, hat einst die Meinung geäußert, daß jeder Mensch, selbst der Klügste, Erfahrenste, etwas von dem berühmten Ritter von Mancha an sich hätte, nämlich daß Jeder, ohne es zu wissen, oder auch nur zu ahnen, über irgend einen Gegenstand nicht vernunftgemäß zu urtheilen vermöge. Gerade wie Don Quixote, der in allem Übrigen ein verständiger, wohlunterrichteter Mann war, zu deraisonniren anfing, wenn man auf das Capitel der fahrenden Ritterschaft gerieth; so hätte jeder Mensch sein Capitel, wo er, wenn es berührt würde, von der klaren Vernunft abweiche.

Wenn diese Beobachtung richtig und gegrün-

det ist, — und man hat nur zu oft Gelegenheit, bestätigende Erfahrungen zu machen, so ist wohl vor andern Schwächen des Menschen, Stolz und Eitelkeit diejenige Gemüthsstimmung, in welcher sich der obengenannte Donquixottismus am öftesten und augenfälligsten zeigt. Es ist hauptsächlich die Eitelkeit, welche — fast in allen Herzen, hier offener, dort versteckter herrschend, — den sonst vernünftigen Menschen zu den wunderbarsten und oft lächerlichsten Verirrungen treibt, womit er sich in den Augen der Übrigen, die ihn seiner andern guten Eigenschaften wegen achten möchten und wirklich achten, zu einem Gegenstand des Gespöttes oder des Bedauerns macht.

Ohnedieß ist es eine oft wiederholte Bemerkung, daß sich jeder Mensch selbst überschätzt, Jeder einen viel zu hohen Begriff von seinen Fähigkeiten, Vorzügen, Leistungen u. s. w. hegt, und sich in Gedanken über Andere, besonders die ihm näher Gestellten, erhebt, die es gerade eben so mit ihm machen. Wer nur ein wenig achtsam in dieser Rücksicht um sich her schaut, kann sich stündlich davon überzeugen. Hier drückt sich ein wohlwollender Ehemann schonend über die Schwächen und Beschränktheiten seiner übrigens lieben und braven Frau aus, mit denen man, um ihrer andern trefflichen Eigenschaften willen, Nachsicht

haben muß; während dieselbe Frau ihrer Freundin ins Ohr flüstert, daß, wenn sie nicht auf eine gute versteckte Art den kostspieligen Liebhabereien oder hipochondrischen Grillen ihres sonst so verständigen schätzbaren Mannes zu steuern verstünde, ihre Wirthschaft zu Grunde gehen müßte. Dieser Vorgesetzte klagt über Unpünctlichkeit, über Anmaßung seiner Untergebenen, rühmt, wie er in seiner Jugend ganz anders gewesen, und diese Untergebenen spotten des alternden Pedanten, der so viele Umschweife und unnütze Beobachtungen von ihnen fordere, welche längst durch die fortgerückte Bildung überflüßig geworden seien. — So ist man sehr geneigt, die Fehler, Lächerlichkeiten oder Ungeschicklichkeiten seiner Umgebungen, besonders seines Wohnortes, Vaterlandes zu bemerken (und hierin zeichnen wir Österreicher uns — nicht zu unserem Vortheil — aus) und mit jener stolzen Erhebung zu rügen, welche beweisen soll, daß wir durch das Nationalgefühl nicht so sehr verblendet sind, diese Fehler nicht zu sehen, und daß wir eben, weil wir sie so streng rügen, gewiß darüber erhaben sind. So sucht man oft das Mißgeschick eines Menschen als Folge seiner Thorheiten oder Leidenschaften zu erklären, indeß der Gezüchtigte sein Unglück als eine Bürgschaft seines innern Werthes betrachtet, weil ja das böse Geschick stets die bes-

fern Menschen verfolgt. Was ist dieß Alles aber, als Eitelkeit, Stolz, der sich überschätzt, und den Nächsten zu geringe achtet? Es ist die alte Parabel vom Splitter und Balken, die eben beweiset, daß die Menschen vor zweitausend Jahren ganz so waren, wie sie heut zu Tage noch sind.

Von solchen gewöhnlichen Erscheinungen, wie sie uns alle Tage bemerklich werden, und die übrigens in keinem offenbaren Widerstreit mit der gesunden Vernunft stehen, ist hier eigentlich die Rede nicht — das sind leichte Blasen, die der Hochmuth, die Eitelkeit auftreibt, und die bald in sich zerfallen, um andern, eben so gewöhnlichen und unbedeutenderen Einbildungen Platz zu machen. Gegen diese gibt ein Buch, das überhaupt zu den trefflichsten in seiner Art gehört, die „Nachfolge Christi," des frommen Thomas à Kempis sehr bewährte und kräftige Mittel an. Er spürt mit klarem Sinn und regem Eifer den schlauen Feind in den dunkelsten Tiefen unsers Herzens auf, jagt ihn aus seinem Versteck heraus ans Licht, daß Jedermann ihn für das erkenne, was er ist, und treibt ihn dann ohne Erbarmen aus. Auch ist er in dieser Gestalt nicht so gefährlich, und daß er sich tief versteckt, ein Zeichen, daß der also befangene Mensch sich seines Fehlers schäme, und so lange ist auch Hoffnung zur Besserung.

Sehr oft aber treten Eitelkeit und Hochmuth ganz unverhüllt auf, und überlassen sich ohne Zwang Einbildungen, Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten, welche sich nicht mehr mit der gesunden Vernunft vereinigen lassen, von den Übrigen mit Staunen, oft mit Spott, zuweilen mit Bedauern bemerkt, und dann eigentlich als jene Donquixottismen bezeichnet werden können, deren sich, ohne es zu ahnen, ein sonst verständiger Mensch schuldig macht.

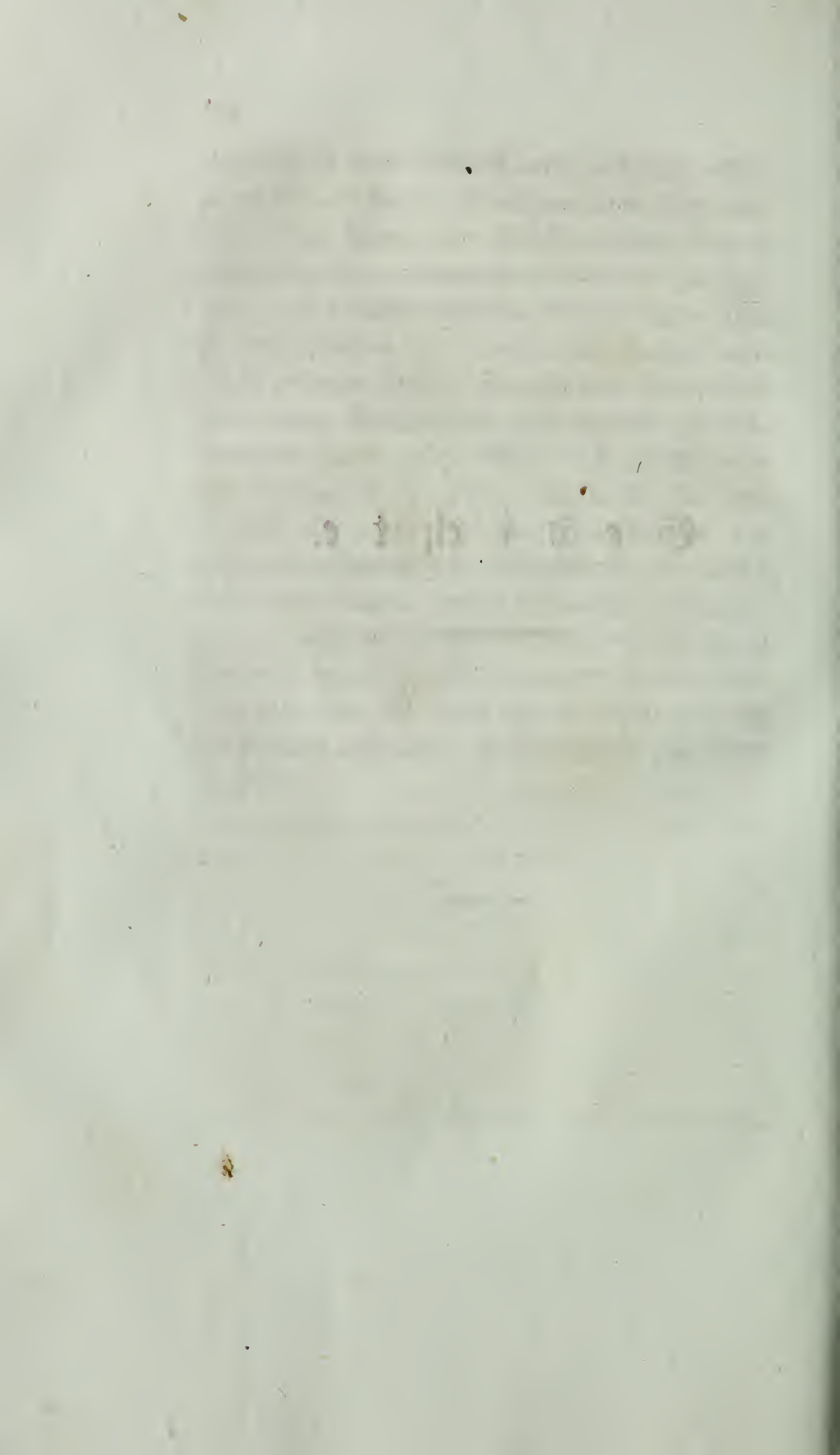
Wenn eine ganz verblühte Matrone durch gesuchten Putz und anspruchsvolle Manieren nicht bloß um ihrer Toilette willen bewundert seyn will, sondern wirklich darnach strebt, Eindruck auf Männerherzen zu machen; — wenn entschieden schlechte Kunstwerke oder Schriften dem Publikum mit der größten Zuversicht übergeben werden, ohne daß die Verfasser auch nur eine Ahnung von ihrem geringen Werth und dem Spott, den sie erregen, haben; — wenn ein achtungswerther Gelehrter, trotz Alter und Mißgestalt, bemüht ist, sich vor der Gesellschaft als flinken Tänzer zu zeigen; — wenn ein in irgend einem Fache wirklich ausgezeichneter Mensch durchaus in einem andern, wozu ihm die Natur die Gaben versagt hat, oder in dem er bloß stümpert, glänzen will; — wenn wir so viele schmerzliche Klagen über Verkanntsein,

Neid, Verfolgung von Menschen hören, deren Leistungen wirklich äußerst gering sind, was sind dieß Alles als solche kranke Stellen an sonst gesunden, die die Stimme der Vernunft an jedem andern, nur nicht an diesem Puncte vernehmen.

Es ist gewiß Jedermann leicht, die Zahl solcher Beispiele aus den Erfahrungen in seiner Umgebung zu vermehren, und es erhellt daraus, daß keine andere Schwäche des menschlichen Herzens so allgemein, so geeignet sei, sich der Wachsamkeit der Vernunft zu entziehen, und unter tausend Verkleidungen sich selbst unbewußt, aufzutreten, als eben die Eitelkeit, die aber, wenn sie sich in die Bahn ihrer Stammesverwandten, des Hochmuths, Ehrgeizes u. s. w. verirrt, ihren harmlosen Character verliert, und sich in dieser erhöhten Potenz in abschreckender Gestalt zeigt. Rechnet man hierzu die Beobachtungen so vieler Ärzte, daß unter den Irrsinnigen die Meisten Hochmuths- oder Eitelkeits-Narren sind, wenn auch die Krankheit aus einer andern Ursache entstanden ist, weil, sobald die Vernunft das Steuerruder fahren läßt, die Eitelkeit, dieser Grundton der menschlichen Natur, sich dessen bemächtigt; — erinnert man sich, wozu die Belege in der Tagesgeschichte vorliegen, daß die Begierde, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen und sich einen Namen,

gleichviel ob einen verabscheuten oder ehrenvollen, zu machen, so wie im Alterthum einen Herostrat, so in unsern Tagen einen Fieschi, Oxford, Alibeau angetrieben hat, ungeheure Verbrechen zu begehen — in welchen ruchlosen Bestrebungen ihnen die engländischen und französischen Damen willfährig entgegen kamen und sich von Verbrechern Haarlocken, Autographen und ähnliche zärtliche Andenken haben geben lassen — so möchte man dem Glauben Raum geben, daß die Eitelkeit und die mit ihr verschwisterten Leidenschaften das allgemeine Gebrechen der Menschheit, die wahre Erbsünde seien, welche von unsern Stammältern auf uns vererbt wurde, und wirklich fiel ja Eva nicht aus Lüsternheit wegen des Apfels, sondern weil der böse Geist ihre Eitelkeit mit der Verheißung aufreizte, ihr Ähnlichkeit mit Gott zu geben.

G e d i ch t e.



Der Geister Gruß.

In der Nacht des 12. Februars 1828.

Alles rings ist still und dunkel,
Schweigend herrscht die Mitternacht;
Nur der Sterne hell Gefunkel
Strahlt in winterlicher Pracht.
Kein Geräusch von Mensch- und Rossen,
Kein Gewühl auf engem Pfad —
Denn von Schlafes Arm umschlossen
Ruht die weite Kaiserstadt.

Und die Sterne blicken nieder,
Schimmernder als je zuvor,
Und des Domes Riesenglieder
Steigen in die Nacht empor,
Wo die Väter schon sie fanden,
Wo der altergraue Thurm
Schon Jahrhunderte gestanden
Manchem Donner, manchem Sturm.

Aber wenn das wirre Streben
Und das Spiel der Sinne schweigt,
Dann erwacht ein höh'res Leben,
Das sich den Geweihten zeigt;

Reget sich im Schooß der Grüfte,
Steigt aus der Vergangenheit,
Und durchmißt die stillen Lüfte,
Unberührt von Raum und Zeit.

Denn im freien Reich der Geister
Gilt kein Vormals und kein Jetzt,
Ihnen hat der ew'ge Meister
Solche Schranken nicht gesetzt.
Was seyn wird, und was gewesen,
Steht gleich hell vor ihrem Blick,
Und des Schicksals Blätter lesen
Sie so vorwärts wie zurück.

Sieh die Geister sich erheben,
Und, als Führer ihrer Schaar,
Einen schlanken Schatten schweben,
Jugendlich mit gold'nem Haar!
Leicht behelmt mit Speer und Schilde,
Eilt die zierliche Gestalt,
Welcher Kraft und Stolz und Milde
Aus den edlen Zügen strahlt.

Rudolph ist's, des Domes Gründer *)
Dieß Gemüth voll Glut und Kraft,

---

*) Rudolph der IV. aus dem Hause Habsburg, auch der Stifter genannt. Er vollendete den unter seinem Vorfahr begonnenen Bau der St. Stephanskirche. Ihm dankt Österreich viele nützliche Anstalten, vielen Glanz.

Und er winket, daß geschwinder
Sich die Schaar der Ruh entrafft,
Spricht sodann: Mein Herrscherwille
Ist's, der euch hierher gebracht,
Jetzt, in dieser Stunden Stille,
In der ernsten Mitternacht.

Horch! das Erz hat ausgeklungen!
Aber wißt ihr, welch' ein Tag
Sich der Zeiten Schoos entrungen,
Was er uns bedeuten mag?
Sechzig Jahre sind verflossen,
Seit in jenem schönen Land,
Wo mein Blüh'n sich früh geschlossen,
Eine Fürstenwiege stand.

Er, der dort als Kind geweinet,
Ist's, der jetzt die Völker lenkt,
Und der Tag, der bald erscheinet,
Hat ihn einst der Welt geschenkt.
Wie die Länder blüh'n, die weiten,
Welches Glück sein Volk ihm dankt,
Wie im furchtbar'n Sturm der Zeiten
Er allein nur nie gewankt. —

Er brachte Tyrol an sein Haus, war der Erste, der sich Erzherzog schrieb, und starb viel zu früh für sein Land in Italien, als er erst 26 Jahre alt war. Sein Bildniß, in Stein gehauen, ist nebst dem seiner Gemahlin Katharina an mehreren Orten der Stephanskirche zu sehen, in welcher auch sein Grab ist.

Wie er für das Recht gestritten,
Wie viel Opfer er gebracht,
Wie als Mensch und Fürst gelitten,
Habt ihr staunend oft bedacht.
Doch der Stürme wild Getümmel
Ist verrauschet; mild und rein
Strahlt der abendliche Himmel
Nun in Gold und Purpurschein.

Und so wie der Stern der Liebe
Glänzt im abendlichen Blau,
Seht ihr hier auch treue Triebe
Und das Walten einer Frau,
Seht dem Herrscher mild und liebend
Sein Gemahl zur Seite stehn,
Jede Frauentugend übend,
Auch die kleinste nicht verschmähn.

Und mit Stolz vor den Genossen
Sprech' ich meine Freude aus,
Er ist meinem Stamm' entsprossen,
Sie aus nahem edlen Haus,
Das, verwandtem Keim entsprungen,
Schon in früher Zeiten Raum
Vielfach sein Gezweig verschlungen
Mit dem nachbarlichen Baum.

Darum hab' ich euch berufen,
Segnet mit mir dieses Paar,
Bringt an des Altares Stufen
Ihm die Erstlingswünsche dar;

Denn so wie der Tag sich zeiget,
Strömt das Volk zum Dom heran,
Und aus tausend Herzen steiget
Dank und Jubel himmelan.

Unser sind nur diese Stunden,
Was in unsrer Brust erwacht,
Was wir tief und warm empfunden,
Sei denn eilig auch vollbracht.
Wünscht dem Herrscher zu dem Feste,
Ihr zum Gatten Glück und Heil;
Doch der Segen wird, der beste,
Wohl dem Volk durch Ihn zu Theil.

Am Vermählungs-Tage

des Herrn Ritter Anton v. Schmerling
mit Pauline Freiin v. Koudelka,

21. April 1835.

Blumen spendet der Lenz, es schmücket der Hain sich mit Blüthen;
Laßt sie uns pflücken mit Fleiß, winden zum bräutlichen Kranz!
Aber wählet die schönsten nur aus, die Lieblinge Floras,
Denn es beschämt euch sonst wahrlich der Pinsel der Braut,
Welcher die herrlichsten schafft, die tadellosesten Blumen,
Wie sie als Blumen-Feruer*) leben im göttlichen Geist.
Sinnbild werde der Kranz von der wechselnden Kette der Tage,
Die, wie jener durchs Haar, hin durch das Leben sich schlingt.
Und wie der sinnige Gärtner die Blumen ordnet, daß Dunkel
Wechselt mit Hell, und das Grün überall mildernd erscheint.

---

*) Feruer ist nach der Lehre Zoroasters das schöne Urbild jedes Dinges, wie es im Geiste der Gottheit lebt.

Also gestalte sich Dir die Bahn auch, die Du am Arme
Eines trefflichen Manns, muthig und fröhlich betrittst.
Führer wird er Dir seyn, und Schützer und treuer Begleiter,
Wird Dir verschönern das Glück, tragen dir helfen das Leid.
Denn es folgt in der Eh' wie im Leben, Dunkles dem Hellen,
Und nicht Rosen allein biethet der schimmernde Kranz;
Aber wohl dem liebenden Paar, wo der stillen, zufriednen
Tage ruhiges Grün, reichlich die Blumen umgibt!
Glaube der Freundin Wort, die in vierzigjähriger Ehe
Wohl sich Erfahrung und Recht, also zu sprechen erwarb:
Sicher das innigste Glück, das dauerndste, blühet auf Erden
Nur in dem heiligen Bund einer gelungenen Eh'!
Denn nur durch Mann und Weib erfüllt der Menschheit Begriff sich
Eins durch das Andre ergänzt, Keines vollendet in sich.
Also schenkt es Dir Gott, wir dürfen mit Freuden es hoffen,
Denn Du bist edel und klug, klug ist und edel auch Er,
Den Du erwählt, und so segnet die mütterlich liebende Freundin
Heute zum seligen Fest, theure Pauline, Dich ein!

In das Denkbuch

von Herrn Dr. Anton Rollets Musäum in Baden.

Was die Natur erschuf, die Kunst bereitet, des Wissens
 Reges Bemühen ersann, siehest Du ringsum gehäuft.
Landthier, Vogel und Fisch, des Meeres bunte Gehäuse,
 Was in der Erde Schooß reifet, vom Tag nicht gesehn; —
Dann der Pflanzen Geschlechter, und was, das Leben zu schmücken
 Aus dem veredelten Stoff bildet die künstliche Hand —
Alles im kleinsten Raum mit kluger Ordnung geschichtet
 Siehst Du — des Himmels Gezelt wölbet sich oben darauf,
Reich mit Sternen besät, daß von der Erde die Seele,
 Wenn sie ermüdet sich fühlt, steige zum Himmel empor.

Staunend blickst Du umher, doch staune mehr noch: dieß Alles
Sammelt ein Einzelner, schuf Eines gewaltiger Geist,
Spielend als Nebengeschäft bei Übung heiliger Pflichten,
Die zu der Menschheit Wohl eifrig und treu er geübt!
Sieh, das vermag der Wille, der ernste, feste des Menschen,
Also kann er den Raum mehren, verdoppeln die Zeit.
Wenn uns dieß Beispiel gleich beschämt, so erhebt es uns wieder,
Weil es des menschlichen Geist's Würd' und Vermögen beweis't.

Der Mönch auf dem Kahlenberge.*)

Abend war es, die Sonne sank in die westlichen Berge,
Und blauröthlicher Duft schwebt' um die waldigen Höhn:
Nun ist des Tages Müh', die Last der Hitze getragen,
Und herüber vom Strom weht ein erfrischender Wind.
Langsam kehret vom Feld der Landmann heim mit den Stieren,
Aus dem Rebengebirg steiget der Winzer herab;
Heerden wandeln daher durch thauige Wiesen, und lieblich
Mischet ihr helles Geläut sich in den ernsteren Klang,
Der von des Berges Gipfel herab, vom Thurme des Klosters,
Ruhe verkündend jetzt, weit durch die Gegend erschallt.
So wie der letzte Ton verhallt, so öffnet der Zelle
Thüre sich leise — ein Greis tritt in den Garten heraus.

---

*) Zu einem Kupferstich in dem Taschenbuche Vesta.

Er blickt um sich, auf diese stillen Räume,
Wo Alles Spuren seines Fleißes trägt;
Ihn grüßen seine Blumen, seine Bäume
Die liebend er mit treuer Hand gepflegt.
Hier ist ihm schon so manches Jahr verflossen,
Seit er den Sinn zum Himmlischen gelenkt,
Und manche Wunde hat sich still geschlossen,
Und Ruhe sich in seine Brust gesenkt.

Einst trieb er sich im wildbewegten Leben,
In fernen Ländern und in Lagern um,
Dem Held Savoyens war er treu ergeben,
Und theilte seine Mühen, seinen Ruhm.
Zuletzt, des wilden Kriegeshandwerks müde,
Enttäuscht von manchem liebgewordnen Wahn,
Floh er hieher, und dieser Mauern Friede
Zeigt ihm sein Glück auf ganz verschied'ner Bahn.

Doch bleibt ihm stets noch die Erinn'rung werth;
Es weilt sein Geist gern auf vergang'nen Tagen,
Was immer Östreichs Glück und Ruhm vermehrt,
Es macht auch jetzt sein Herz noch höher schlagen.
So tritt er an des kleinen Gartens Rand,
Und blickt hinaus, und siehet mit Vergnügen
Das wechselnd schöne, reichbebaute Land
Im Abendgold zu seinen Füßen liegen.

Er sieht den Strom, die Inseln voller Auen,
Die Kaiserstadt mit ihrem Häusermeer,
Den Stephansthurm, weithin im Land zu schauen,
Das Waldgebirg', die Dörfer rings umher —

Er steht und sinnt — schaut über'm Strom
hinüber,
Was hat der Strom — was hat der Thurm
gesehn!
Was wird noch in der Zeiten Lauf geschehn?
Und Östreichs Schicksal geht vor seinem Geist
vorüber.

Dort, wo die blauen Grenzenhügel ragen,
In steilen Ufern rollt der Leytha Fluth,
Da ward einst eine große Schlacht geschlagen,
Ein Fürst von Östreich fiel in seinem Blut. *)
Dann wurde, wo sich in des Marchfelds Fernen
Der Blick verliert, getilgt der alte Streit;
Mit Habsburg leuchteten uns mild're Sterne,
Und Frieden kam nach langer trüber Zeit.

Und was ist nicht vor diesem Thurm geschehen,
Seit Rudolphs frommer Enkel ihn erbaut? **)
Geschlechter sah er wachsen und vergehen,
Jetzt Friedenssegnungen, jetzt Kriegeslaut.
Zweimal der Türken unzählbare Horden
Ergossen übers blutgetränkte Land;
Die Stadt bestürmt, in Dörfern Brand und
Morden,
Kein Heiligthum verschont, kein Alter und kein
Stand.

---

*) Friedrich der Streitbare gegen die Ungarn, über die
er den Sieg davon trug.

**) Rudolph IV. der Stifter zubenannt.

Selbst hieher trugen sie die Kriegesflammen,
Das Kloster ward durch ihre Wuth zerstört. *)
Es sank der Bau in Schutt und Graus zusammen,
Und weß die Flamme schonte, fiel durch's Schwert.
So war es einst! Was wird die Zukunft bringen?
O wär' es mir vergönnt, mit Seherblick
Die strengverhüllten Räume zu durchdringen,
Und zu enträthseln dort des Vaterlands Geschick!

Also denkt er, und steht, und versinkt in wachende Träume,
Die vor dem geistigen Blick wechselnd vorüber ihm ziehn.
Und nun wendet er sich, verläßt des Gartens Umzäunung,
Dort an der Zelle Thür ladet der moosige Sitz
Ihn zur Ruhe. Er setzet sich hin. Hier breitet kein weites
Unabsehliches Land sich vor dem irrenden Blick;
Lieblich umgränzen ihn hier die waldigen Höhen, die hellen
Hügel mit Reben bepflanzt, Wiesen im blumigen Schmuck,
Aber es achtet der Greis, in seine Träume verloren,
Nicht des freundlichen Bildes, welches vor Augen ihm steht;
Nicht des seltenen Strauchs ausländischer Blumen, den sorglich

*) 1683.

Er im Topfe gepflegt, welcher die glühende Pracht
Seiner Farben entfaltet am Strahl der sinkenden Sonne,
Und mit würzigem Duft füllet den Garten umher;
Auch der zahmen Vögelchen nicht, die zu treuen Gefährten
Seiner Einsamkeit er liebend und sorgend erzog.
Unbemerket umhüpfen sie heut' ihn, trinken des Quelles,
Picken ihr Futter, und Er achtet der Zwitschernden nicht.

Selbst das Buch, das erhebende, fromme, den Händen entsinkt es,
Und weit ab von dem Blatt schweifet sein ahnender Sinn.
Aber jetzo gestalten sich ihm die schwebenden Bilder
Und vor des Geistes Blick steht, was er kürzlich geschaut.
Das ist der Donau Fluth, das sind die Flächen des Marchfelds,
Und zwei feindliche Heer' stehen zum Kampfe bereit,
Jenseits über dem Strom sieht weh'n er Österreichs Fahnen,
Aber ein fremdes Volk strömt aus den Thoren der Stadt.

Staunend sieht es der Greis, nicht fassend des Bildes Bedeutung,
Da verwirrt sich der Kampf — weithin erbebt das Gefild —
Wolken von Rauch zertheilt der röthliche Blitz der Kanonen,
Schaaren weichen zurück, Schaaren dringen heran.
Und die Unsrigen sind's, die Österreicher, die siegen,
Eilend weichet der Feind, wiche noch weiter zurück,
Aber es hemmet der Strom, geschwellt vom Schnee der Gebirge,
Da er der Brücke Band donnernd, das rettende, bricht.

Und eine Stimme hört er sich erheben,
Die leis' in seinem Innersten ertönt;
Was du hier siehst, der Enkel wird's erleben,
Es ist ein Tag, den Glück und Ruhm verschönt.
Ein Fürst von Öst'reich macht den Helden beben,
Den bis dahin noch stets der Sieg gekrönt.
Und er, der noch vor keinem Feind gezittert,
Fühlt hier zum erstenmal den Stolz erschüttert.

Also flüstert der Ton und verstummt. Da wachet der Greis auf,
Starret wundernd um sich, fasset nicht, wie ihm geschehn —
Und erhebt sich vom Sitz und schreitet staunend und langsam
Hin zur Mauer, zu schau'n, was ihm erschienen im Traum.

Aber Dämmerung decket bereits die weite Gegend, im Osten
Flimmert es dort, wo der Mond hinter den Düften sich birgt.
Und wie der mächtige Ball rothglühend steigt aus den Dünsten,
Später mit silbernem Glanz freundlich zu leuchten der Welt —
Da erinnern der kommenden Nacht feuchtathmende Lüfte
Und der stärkere Thau, welcher dem Boden entsteigt,
An sein Alter den Greis und an die verspätete Heimkehr.
Einen scheidenden Blick wirft auf die Gegend er noch;
Denket des Bildes, das ihm erschien, der künftigen Siege,
Und kehrt sinnend und ernst nun in die Zelle zurück.

An meine Freundinnen,

Fräulein Therese von Artner, Marie Gräfin von Zay, und Frau Marianne von Neumann.

Im Spätherbste des Lebens gedichtet.

Ja, die Blumen sind verschwunden
Von der herbstlich trüben Flur.
Was an hellen Lenzesstunden
Hier der trunkne Blick gefunden,
Ist dahin, bis auf die letzte Spur.

Aus entfärbten Rosenhecken
Flötet keine Nachtigall.
Keiner Weste fröhlich Necken
In den Büschen! — Nebel decken
Trüb' und schweigend rings das stille Thal.

Doch mit aufgeschloß'nen Sinnen
Zieht der Sänger durch's Gefild;
Plötzlich weicht das Grau'n von hinnen,
Und die Nebel rings zerrinnen,
Laue Frühlingslüfte säuseln mild.

Grüner Rasen deckt die Wiesen,
Hell umlaubt sich das Gebüsch,
Blumen sieht er, Blüthen sprießen,
Jugendlich die Quellen fließen,
Alles um ihn her ist grün und frisch.

Sieh! das ist des Sängers Gabe,
Die die Zeit nicht meistern kann;
Wie das Schicksal ihn begabe,
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt ihn ein ew'ger Frühling an.

Ist die Jugendzeit verronnen,
Dennoch wird sein Herz nicht kalt,
Hat den Freund er spät gewonnen,
Doch ist fest das Band gesponnen,
Denn den Sänger macht die Welt nicht kalt.

So habt Ihr mich auserkohren,
So begegnet Euch mein Herz:
Schönes ist uns nichts verloren,
Neigt sich gleich der Tag der Horen
Für uns Alle schon sich Abendwärts.

Laßt uns fröhlich weiter schreiten,
Wie der holde Geist uns führt;
Laßt die Jahre spurlos gleiten,
Bis die Wechselfluth der Zeiten
Sich ins Meer der Ewigkeit verliert.

Die Rückkehr des Kreuzfahrers.

Aus dem Italienischen des Dr. Paride Zajotti di Trento.

Weder Sporn noch Zügel spüret
Mehr das Roß, sich selbst gelassen,
Und es schweifet müd und langsam
Ab von den gebahnten Straßen.
Durch den Wald beginnt's zu schreiten,
Mitternacht wird bald man läuten.

Und vom Ritter unbeachtet,
Fortgeschleifet von dem Pferde,
Tanzt sein Schwert und seine Lanze
Klirrend auf der harten Erde.
Er — entstreckt die müden Glieder,
Sinkt zum Sattelbogen nieder.

Rudolph ist's, der fortgezogen
Mit des Kreuzes tapfern Heeren,
Jetzt, vor seiner Mutter Tode,
Denkt zu ihr zurückzukehren.
Ob sie lebt, hat seit fünf Jahren
Der Entfernte nicht erfahren.

Doch mit immer schwärzerm Schleier
Hat die Nacht die Welt umwunden.

Ganz im Finstern zieht der Ritter,
Jeder Mondstrahl ist verschwunden,
Ausgelöscht sind alle Sterne,
Mitternacht ist nicht mehr ferne.

„Halt, o Pilger! Halt! Was führet
„Dich so spät auf öden Wegen?
„Lang hat schon dein Lauf gewähret,
„Und die Heimath ist entlegen.
„Deines Athems banges Stöhnen
„Scheint nach Ruhe sich zu sehnen.“

Ha! wer bist du, holde Stimme?
Wer hat dir den Klang, den süßen,
Wer den Schlüssel dir gegeben,
Meinen Busen aufzuschließen?
Als der Kindheit Traum noch währte,
Dünkt mich, daß ich schon dich hörte.

„Tief, tief unten in dem Thale
„Hab' ich meine Ruhestätte,
„Wenig schlecht gefügte Steine,
„Und die Luft schweigt um mein Bette.
„Hier wird nicht die Zeit gemessen,
„Bei dem Kreuz steh'n zwei Cypressen.“

Theure Stimme, die mich fesselt,
Sieh! ich folge Deinem Winken;
Aber, düster will dein Wohnort,
Und dein Schlaf mich traurig dünken.

Hier in diesen tiefen Gründen
Muß nur spät der Tag sich künden.

„Komm nur, komm, du irrer Krieger,
„Fürchte nichts von Luftgestalten.
„Unterm Schatten dieser Zweige
„Wird man fest im Schlaf gehalten.
„Steigt auch spät der Tag herunter,
„Nimmer geht er wieder unter.“

Wie geheimnißvoll dieß klinget!
Zwischen Grau'n und zwischen Lieben
Folg' ich dir durch Nacht und Dunkel.
Möchte flieh'n — und bin geblieben.
„Folge, folge diesem Reize,
„Zwei Cypressen steh'n beim Kreuze.“

Dreißig Jahr hab' ich gekämpfet
Für das Kreuz — laß jetzt mich's grüßen.
Theurer Stamm! Voll Andacht ehr' ich
Dich mit meines Mundes Küssen.
„Gut! am Ziel von unsern Wegen,
„Magst du ab die Waffen legen.“

Nimmermehr! der Eid ist heilig,
Nur zu ruh'n im Vaterlande.
„Wohl! ich weiß, mein Rudolph! dennoch
„Löse nur des Panzers Bande;
„Laß in Andacht uns bereiten —
„Mitternacht wird bald man läuten.“

Was ist das? — Eiskalte Arme
Die sich um die Brust mir legen?
„Armes müdes Kind! hier harr' ich
„Seit fünf Jahren dir entgegen;
„Nimmer lockt der Ruf zum Streite
„Dich von deiner Mutter Seite.“

Und das Pferd, das seinen Rücken
Ledig fühlt, sich selbst gelassen
Wendet, minder müd', doch langsam
Um nach den gebahnten Straßen.
Schwert und Lanze sind zerschlagen,
Mitternacht hat schon geschlagen.



